KLARTEXT

DAS MAGAZIN DER DEUTSCHEN JOURNALISTENSCHULE

NUMMER 52
LEHRREDAKTION 59K
2021

Grund und Boden

Ein deutscher Traum

unicef
für jedes Kind

LASS DIE ZUKUNFT NICHT VERHUNGERN.

Nur mit Kindern wird
die Welt erwachsen.

JETZT SPENDEN >

www.unicef.de

© UNICEF/UNI172507/Asselin

Liebe Leser:innen,

Grund und Boden ist mehr als Bausparfuchs und Reihenhaus. Grund und Boden ist die Frage nach gerechter Verteilung, digitalen Lebensräumen und Erinnerungskultur. Was bedeuten Grund, Land und Eigenheim heute für Menschen in Deutschland? Und wie sieht die Möhre der Zukunft aus?

Davon erzählt Grund und Boden: von Gewinner:innen in einer Kleinstadt im Süden, in der die Wirtschaft den Boden wertvoll gemacht hat. Von einer Familie im Osten, deren Haus der Braunkohle weichen muss.

Von Schatzsucher:innen, Zukunftsfeldern und Bodenschutzbehörden. Wir haben Menschen getroffen, die sich gegen Grund und Boden entschieden haben – und solche, die sich danach sehnen.

So wie wir. Weil wir den Boden während der gesamten Produktion gemeinsam kaum betreten konnten. Weil wir dieses Magazin im Lockdown vor unseren Bildschirmen produziert haben. Und weil das umso mehr gezeigt hat, dass Grund und Boden ein wichtiges Thema war, ist und bleiben wird.

Viel Spaß beim Lesen!
Die Redaktion

Cover: Fabian Stransky, iStock/t_kimuna

VERMESSEN

Zu jeder Geschichte in diesem Heft gehört eine Fläche. Weil die Größen derart unterschiedlich waren, sind sie im Maßstab 1:2107 dargestellt. Ein Zentimeter entspricht etwa 21 Metern. So ist es möglich, alle Flächen auf dieser Seite zu zeigen. Zusammen ergeben sie diese Seite, so wie die Geschichten das Heft ergeben.

INHALT

Klartext #52
Grund und Boden

06 **Ohne Grund**
Kann man grundlos glücklich sein? Vier Menschen erzählen von ihrem Leben
0 m² Land besitzen die Protagonist:innen unserer Geschichte

10 **Ziemlich klein und unglaublich reich**
Eine Kleinstadt-Reportage aus Walldorf
72 324 m² könnte man mit den Rücklagen Walldorfs in 100-Euro-Scheinen pflastern

18 **Humuszustand: schlecht**
Eine Hausbesitzerin entdeckt ihren Boden
544 m² Erde geht es nicht so gut

20 **Für den Regenwurm wird's eng**
Unterwegs auf den Böden der Zukunft
9600 m² Zukunftsfelder in Sachsen-Anhalt

24 **Die Vergessenen**
Die Geschichte der Menschen in Osteuropa, die von Nationalsozialist:innen für Lebensraum vertrieben und ermordet wurden
700 000 000 000 m² Siedlungsgebiet wollte sich das NS-Regime nehmen – die Darstellung bräuchte 2,5 Millionen Heftseiten

28 **Oben**
Sturzflug mit Windmaschine. Ein Flug in der virtuellen Realität
50 m² beträgt die Flügelfläche aller Steinadler, die in Deutschland leben

30 **Unter uns**
Fakten zum Boden, auf dem wir leben
27 000 m² Wald hat ein:e durchschnittliche Waldbesitzer:in in Deutschland

32 **Opas Acker**
Ein Stück Land erzählt manchmal mehr, als einem lieb ist
29 493 m² Ackerland gehören der Mutter unserer Autorin

36 **Wie bist du da rangekommen?**
Menschen erzählen, wie ihr Name ans Klingelschild kam
41 m² ist die mittlere Wohnfläche in Deutschland

38 **Kampf um die Schlossallee**
Vier Jungpolitiker:innen, ein Spielbrett und der deutsche Wohnungsmarkt
2600 m² bedeckt die echte Schlossallee, Deutschlands teuerste Straße, der Hobokenweg auf Sylt

43 **Sie kreiden an**
Aktivist:innen halten mit Kreide fest, was auf deutschen Straßen passiert
*14 000 m² Fläche bräuchten die Unterzeichner*innen der deutsche Petition gegen Catcalls – bei einer Demo ohne Abstandsregel*

44 **Ist Beton Leben oder Tod?**
Zwei Meinungen
23 333 m² misst die stündlich neu verbrauchte Fläche in Deutschland

46 **Immer weiter**
Michaela Benthaus stürzte mit dem Mountainbike. Ein Porträt
0,0014 m² Bodenkontakt circa hat ein Rollstuhl bei einem Wheelie

50 **Auf der Suche**
Mit dem Metalldetektor auf dem Feld
500 m² sucht der Sondler im Jahr nach Bodenschätzen ab

54 **Grab & Amen**
Beerdigung planen? Jetzt? Unbedingt!
2629 m² Erde werden jeden Tag für Gräber ausgehoben

56 **Barchmann zieht um**
Ein Kohlearbeiter muss sein Haus aufgeben – für die Kohle
14 000 m² Erde kann der Schaufelradbagger SRS-6300 jede Stunde metertief wegbaggern

60 **Der Eindringling**
Wer die Stadt verstehen will, muss ihre Bewohner:innen verstehen. Eine Kolumne
8700 m² reklamiert das Stadtkaninchen für sich

62 **„Heute Uni, morgen Bauherrin"**
Ein Interview mit der Rapperin Chan Le
4933 m² ergeben alle Videoaufrufe ihrer Youtube-Clips aneinandergereiht auf Iphone-Bildschirmen

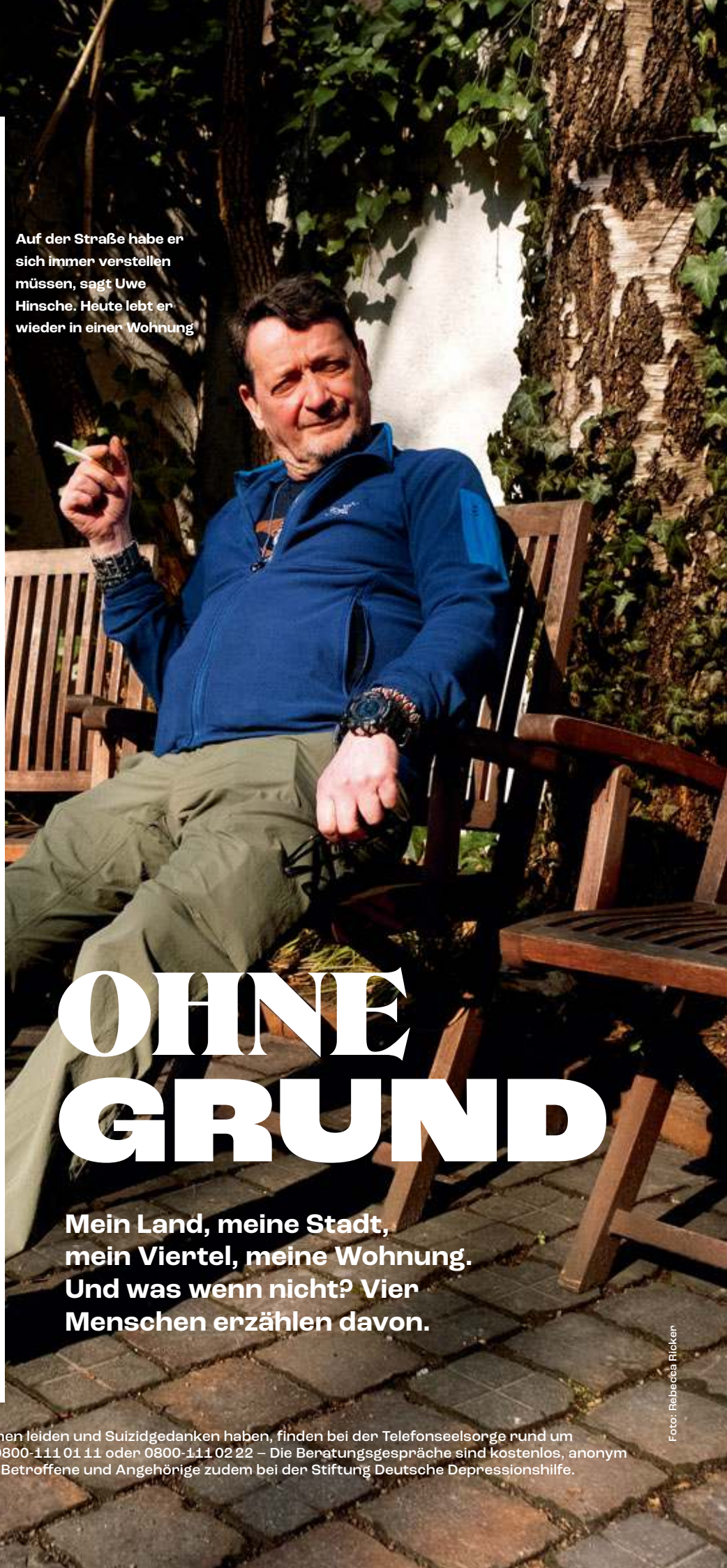
66 **Haben Sie das von den Meiers gehört?**
Fünf Streitobjekte und das unvermeidliche Getuschel
485 m² misst der deutsche Durchschnittsgarten

68 **Hörst du mich?**
Ein Essay über die Frage, wie viel digitale Welt wir vertragen
60 000 m² misst Europas größtes einzelnes Rechenzentrum in Frankfurt am Main

71 **Shootingstar oder Kämpferin**
Finde heraus, welcher Boden in dir steckt. Ein Quiz
4307 m² Fläche stünden jede:r Bürger:in Deutschlands bei exakter Gleichverteilung zu

73 **Wofür schämst du dich in Grund und Boden?**
Fünf ganz ehrliche Antworten
2253 m² insgesamt bedecken alle Sterne auf dem Hollywood Walk of Fame

74 **Letzte Seite | Impressum**



OHNE GRUND

Mein Land, meine Stadt, mein Viertel, meine Wohnung. Und was wenn nicht? Vier Menschen erzählen davon.

Uwe Hinsche ist 65 und war mehr als dreizehn Jahre seines Lebens obdachlos. Seit 1993 lebt er wieder in einer eigenen Mietwohnung:

Ich war etwas mehr als 13 Jahre obdachlos, habe unter Brücken geschlafen, in Abrisshäusern, Neubauten. Heute bin ich trockener Alkoholiker, damals habe ich immer mehr Stoff gebraucht. Für den Alkohol und das Nötigste habe ich als Tagelöhner geschuftet. Richtig frei war ich nie. Ich musste ständig nach Schlafplätzen suchen und auf meine Sachen aufpassen. Du gehörst nicht zur Gesellschaft. So wollte ich nicht leben. Nach zehn Jahren auf Platte habe ich versucht, mich umzubringen. Als ich im Krankenhaus aufgewacht bin, ist ein Rädchen bei mir angesprungen: Das nächste Mal bist du vielleicht ein Pflegefall. Also habe ich einen Alkoholentzug gemacht und danach erstmal in therapeutischen Wohngemeinschaften gelebt – galt also offiziell noch als obdachlos.

In einer Teestube hat mich 1990 ein Journalist gefragt, ob ich etwas für eine Straßenzeitung schreiben würde. So kam es, dass ich dabei war, als es mit Biss losging, der ersten Straßenzeitung in Deutschland. Drei Jahre später haben sie mich fest anstellen können. Als ersten Bürger in sozialen Schwierigkeiten überhaupt. 25 Jahre war ich dann bei Biss.

1993 bekam ich eine Genossenschaftswohnung. Meine erste eigene Wohnung nach über 13 Jahren. Ein tolles Gefühl. Davor war ich wie ein Planet, der seine Umlaufbahn verlassen hatte. In dem Moment habe ich wieder reingefunden. Biss hat mich dabei unterstützt. Aber ich habe was daraus gemacht! Der Entschluss kam aus mir selbst heraus. Eine eigene Wohnung – my Home, my Castle, wie der Engländer sagt – das ist heute wieder so. Wenn ich jemanden nicht reinlassen will, kommt er nicht rein. Gute Freunde sind jederzeit willkommen. Auf der Straße musst du dich verstellen, bist nur geduldet. Wenn dir einer was in den Hut schmeißt, dann katzbuckelst du und denkst in Wirklichkeit: Hättest auch mehr reinschmeißen können, du Arschloch. Eine eigene Wohnung gibt Sicherheit. Sie ist ein Rückzugsort, wo man sagen kann: Hier bin ich und hier darf ich sein.

Auf der Straße habe er sich immer verstellen müssen, sagt Uwe Hinsche. Heute lebt er wieder in einer Wohnung

T: Aufgezeichnet von Marc-Julien Heinsch und Nele Karsten

Foto: Rebecca Ricker

Hinweis: Menschen, die unter Depressionen leiden und Suizidgedanken haben, finden bei der Telefonseelsorge rund um die Uhr Hilfe: www.telefonseelsorge.de, 0800-111 01 11 oder 0800-111 02 22 – Die Beratungsgespräche sind kostenlos, anonym und vertraulich. Informationen erhalten Betroffene und Angehörige zudem bei der Stiftung Deutsche Depressionshilfe.

Vom eigenen Sofa konnte sich Agatha Morawski erst schwer trennen. Inzwischen genießt sie ihre neue Freiheit

Agatha Morawski ist 32 und lebt seit diesem Jahr als Digitalnomadin auf Teneriffa:

20 Umzugskartons. Die stehen jetzt in einer Ecke im Keller im Haus meiner Eltern. Mein altes Leben stapelt sich auf ein paar Quadratmetern. Heute lebe ich aus einem 25-Kilo-Koffer.

Ich habe Grafikdesign studiert, jetzt mache ich Projektmanagement in einer virtuellen Werbeagentur.

Mit der Zeit hatte ich immer mehr Spaß am Remote Working. Als dann Corona kam, saß ich plötzlich ein halbes Jahr in meiner Wohnung auf meinem Hintern. Ich bin fast durchgedreht.

Da habe ich beschlossen, ohne festen Wohnsitz zu leben. Dort wohnen, wo ich gerade sein will. An nichts gebunden. Keine Wohnung mehr, wo ich die Blumen gießen muss. Ankerlos. Das war mir superwichtig. Das fühlt sich so frei an.

Als erstes habe ich ein One-Way-Ticket nach Teneriffa und das Apartment gebucht. Ich habe mir also selbst eine fixe Deadline gesetzt und dann geschaut, wie mein Leben damit klarkommt. Zum Glück fand meine Chefin das mega cool und hat mich unterstützt.

Dann ging es los mit Abschiednehmen. Von Menschen und Sachen. Am 21. Dezember bin ich ausgezogen. Viele meiner Sachen habe ich verschenkt und mit meinem Papa den Rest entsorgt. Bett weg, Sofa weg. Davon habe ich mich bestimmt eine Dreiviertelstunde heulend verabschiedet. Das war ja immer mein geliebter Rückzugsort, meine Bubble, meine Liegewiese.

Brauche ich das? Das ist das Keyword. Oft braucht man gerade die immateriellen Dinge. Einfach nur ein schöner Sonnenuntergang am Meer und ein Glas Wein. Ich strebe das ankerlose Leben an. Frei.

Natürlich vermisse ich meine Freunde manchmal, wäre gerne mit ihnen im Park, den Kopf an ihre Schultern gelegt. Aber entwurzelt fühle ich mich nicht. Alles fühlt sich gerade richtig an, wie es ist. Wohin danach? Einfach weiter. Erstmal ohne großen Plan.

Foto: Gianmarco Merighi

Emanuel Ott ist 33 und lebt mit seiner Freundin Louise Wach, 29, im selbstgebauten Hausboot auf der Spree:

Warum wir auf dem Wasser leben? Ich bin schon lange angefixt, mache verschiedene Wassersportarten. Als klar war, dass ich aus meiner WG raus muss, hatten meine Freundin und ich die Idee mit dem Hausboot.

Ich bin in Berlin geboren. Hier haben die Mieten mal praktisch nichts gekostet. Doch die Situation hat sich drastisch verändert. Ehrlich gesagt: Mittlerweile sehe ich es nicht mehr ein, irgendwelchen Wucherimmobilienfuzzis mein Geld in den Arsch zu schieben.

Meine Freundin ist Architektin, ich bin Handwerker und Künstler. Wir arbeiten beide gerne mit unseren Händen. Uns hat die Vorstellung angespornt, autark und umweltschonend zu leben – ein eigenes Boot nach unseren Vorstellungen zu bauen. Ein Bekannter hatte mir ein altes Floß geschenkt. Wir haben nur die Schwimmkörper behalten und alles andere nach und nach mit der Kettensäge rausgeholt.

Drei Meter breit und acht Meter lang ist unser Boot. Wir können aufrecht darin stehen, leben auf 15 Quadratmetern. Mit Bett, Küchenecke, Dusche – bisher nur mit kaltem Wasser – und Toilette mit Abwassertank.

Klar ist so ein Bootsbau viel Arbeit. Und er kostet Geld. Aber das Boot gehört uns. 15 000 Euro haben wir mittlerweile reingesteckt. Es gehört ein besonderer Lebensstil dazu, immer gibt es etwas zu reparieren oder zu verbessern. Trotzdem bereue ich es keine Sekunde.

Die Tatsache, dass man sich etwas selbst bauen und damit auskommen kann – das war ein ermächtigendes Gefühl für mich. Ich denke, dass Wohnraum zu mieten die Grundlage für moderne Sklaverei ist. Ich sehe es nicht ein, das jemals wieder zu tun.

Selbst wenn ich mal wieder an Land leben sollte: Wasser gibt es ziemlich viel auf der Welt. Mein Weg wird mich immer wieder dorthin führen.

Eigentlich wollte Emanuel Ott nur ein halbes Jahr auf dem Boot leben. Jetzt kann er es sich nicht mehr anders vorstellen

Foto: Thomesa Onysmann

Jasmin Sündermann liebt ihren LKW. In der Schlafkoje hält sie strikte Ordnung: Da bin ich penibel, sagt sie

Foto: Nelly Ritz

Jasmin Sündermann ist 29 Jahre alt. Ihr LKW ist ihr Zuhause:

Ich bin gelernte KFZ-Mechanikerin. Irgendwann hat es mir nicht mehr gefallen, nur in einer stickigen Werkstatt zu stehen. Ich wollte lieber ein bisschen in der Weltgeschichte herumfahren. Fahrzeuge haben mich immer interessiert. Seit fünf Jahren fahre ich nun LKW.

Die Fahrerkabine, meine schnuckeligen zweieinhalb Quadratmeter, ist jetzt mein Zuhause. Da habe ich mich eingerichtet mit Gardinen, eigener Bettwäsche und allem, was ich brauche. In der Koje hinter dem Fahrersitz habe ich ein Bett, so einen Meter breit. Man liegt da recht gemütlich. Ich kann überall schlafen, aber meistens bin ich doch froh, wenn ich mal wieder daheim in meiner Wohnung bin.

Bei meinem LKW bin ich penibel. Hier kommen keine Schuhe rein. Es ist halt wie daheim im Wohnzimmer, da legt man sich auch nicht mit den Straßenschuhen auf die Couch.

Man muss das mögen, die ganze Woche draußen. Der Job kann schon einsam sein. Mir bleiben nur Facebook und Whatsapp, um Kontakt zu halten. Echte Trucker-Romantik hast du nur bedingt. Auf der Autobahn gibt es zu wenig Raststätten für die Massen an LKW, die Parkplätze sind völlig fehlkonstruiert. Man steht mit der Kabine direkt zur Straße hin und wir Fahrer bekommen die Ruhe nicht, die wir dringend brauchen.

Als Frau in dieser Männerdomäne darfst du nicht auf den Mund gefallen sein. Wüst beschimpft wurde ich schon, ich solle zu Hause bleiben und Wäsche waschen. Aber solche Sprüche gehen bei mir links rein und rechts raus. Insgesamt sind die meisten Kollegen korrekt. Die typischen Vorurteile stimmen nicht, die die Leute von uns LKW-Fahrern haben: Wir seien dumm, fett, eklig und Alkoholiker. Das ist natürlich Schmarrn. Der Beruf ist meine Leidenschaft und ich sage immer: Wenn ich mich zwischen einem Mann und meinem LKW entscheiden muss, dann wähle ich ganz klar den LKW. //

Walldorf-Süd in der Nähe des SAP-Campus

T: Fabian Thomas F: Fabian Stransky

Vor 44 Jahren kommt die Softwarefirma SAP nach Walldorf. Das Unternehmen macht Häuser und Grundstücke wertvoll – und viele Menschen im Ort reich. Wie lebt es sich in einer Stadt, die mehr Geld hat, als sie ausgeben kann?

ZIEMLICH KLEIN UND UNGLAUBLICH REICH

SAP

Ein öffentlicher Platz im Neubaugebiet Walldorf-Süd. Direkt dahinter liegen die Hauptgebäude von SAP

Linke Seite: In der Dietmar-Hopp-Allee stehen Bürogebäude von SAP. Daneben: Häuser in Walldorf-Süd

1 – Christiane Staab (CDU) ist seit 2011 die Bürgermeisterin von Walldorf

Foto: Fabian Thomas

Wer Walldorf aus dem Süden mit einer Cessna anfliegt, kann kurz vor der Landung einen riesigen Golfplatz sehen. Wer aus dem Norden mit dem Auto von der A5 kommt, sieht bei der Ausfahrt auf der rechten Seite ein großes, eingezäuntes Feld. Eine Straußenfarm. Ihr Besitzer schwärmt vom gesunden Fleisch der Tiere. Das Kilo kostet 40 Euro.

Fährt man im Osten über die Walldorfer Straße vom Bahnhof in Richtung Zentrum, sieht man Felder links und rechts, Kunstinstallationen auf Kreisverkehren, Baukräne, Neubaugebiete, viele Solarpanels und auffällig viele SUVs. Und drei Buchstaben, die hier alles verändert haben: S, A und P. Besonders oft sieht man sie im Industriegebiet, wo drei Bürogebäude aus Glas und Stahl in der Form von Sternen das Zentrum eines Weltkonzerns bilden. Daneben steht ein Gästehaus für die Geschäftskund:innen, es heißt „Kalipeh“, Tibetisch für „ruhigen Fußes gehen“. Dazwischen Grünflächen, Bänke, Teiche, ein paar Tennisplätze.

Es ist so viel Geld, dass das eine Stadt nie ausgegeben kann

Das größte Problem in Walldorf heißt Cash-Management. Die Stadt versucht, ihr Geld so zu parken, dass sie keine Negativ-Zinsen zahlt. Gar nicht so einfach im Jahr 2021. „Wenn wir noch gute Zinsen bekämen“, sagt die Walldorfer Bürgermeisterin Christiane Staab, 52 (CDU), „dann könnten wir von unseren Rücklagen fast leben.“ Dürfte sie das Geld aus dem Stadtsäckel an ihre Mitbürger:innen verschenken, dann gäbe es knapp 40 000 Euro. Pro Person. Walldorf hat knapp 16 000 Einwohner:innen und Rücklagen von mehr als 600 Millionen Euro. „Es ist so viel Geld“, sagt Staab, „dass das eine Stadt nie ausgeben kann“.

Walldorf ist ein bisschen wie Dubai. 1966 fand man Öl im Emirat am Persischen Golf und viele Beduinen wurden über Nacht zu Millionären. Die reichsten Beduinen Walldorfs heißen Dietmar Hopp, Hasso Plattner, Hans-Werner Hector, Klaus Tschira und Claus Wellenreuther. Die fünf ehemaligen IBM-

1

Mitarbeiter gründeten 1972 die Firma, die Software für Unternehmen entwickeln sollte. Sie nannten sie „Systemanalyse Programmentwicklung“, und später dann: SAP. Heute organisieren SAP-Programme die Patient:innen-Daten in Krankenhäusern, optimieren Lieferketten und berechnen Bilanzen von Weltkonzernen. 2021 ist SAP das wertvollste Unternehmen Deutschlands.

Das kleine Walldorf nimmt jedes Jahr mehr als 150 Millionen Euro Steuern ein. Der Löwenanteil kommt von der SAP. Der Wert der Häuser und Grundstücke der Walldorfer:innen hat sich in den vergangen 40 Jahren vervielfacht. Es ist, als hätte man Öl unter Walldorfs Boden gefunden.

„Walldorf ist eine Insel der Glückseligkeit“, sagt Monika Brennecke, die neben ihrem Mann im Garten sitzt und Wasser, Apfelschorle und selbstgebackene Kekse serviert hat. Brennecke heißt eigentlich anders. Sie möchte in diesem Text anonym auftreten, weil sie nicht alles an SAP gut findet. In der >

Kleinstadt will man den Nachbar:innen nicht zu nahe treten. Wobei es, anders als in Dubai, natürlich keine Sittenpolizei gibt. Leichter vermieten können sie und ihr Mann in den letzten Jahren schon: „Man kann sich's eher raussuchen", sagt Brennecke in Bezug auf ihre Mieter:innen. Das Ehepaar vermietet sechs Wohnungen in Walldorf. Warum sie hier bleiben? Die Brenneckes schauen sich an und lächeln. „Walldorf ist ein Dorf, wie der Name schon sagt. Es gilt als Kleinstadt, aber es ist ein Dorf", sagt Monika Brennecke. Man kennt sich, man sieht sich. Die Brenneckes schätzen das. Und sie fühlen sich sicher in Walldorf: Hier gebe es wenig soziale Brennpunkte, wenig Kriminalität.

Kein Wunder, dass es viele Walldorfer:innen nachhaltig verstörte, als an Halloween 2017 einige Jugendliche in Walldorf randalierten. Sie warfen Molotow-Cocktails auf die Solaranlage der für 6,7 Millionen Euro neu gebauten Sporthalle einer Grundschule und schlugen einer Frau ins Gesicht. Bei der nächsten Sitzung des Gemeinderats war der Saal voll. Die Walldorfer:innen

1

wollten wissen: Woher kommt diese Wut? Es geht doch allen gut hier. Auch Bürgermeisterin Staab war fassungslos. Die Stadt Walldorf fördere doch jedes Kind und jeden Jugendlichen, sagte sie der Lokalzeitung.

Walldorf lässt sich Bildung tatsächlich einiges kosten. Marianne Falkner, 69, kann das bestätigen. Seit 1980 arbeitete die Mathelehrerin am Gymnasium Walldorf. Da war SAP noch „ne kleine Baracke", viele der Schüler:innen hätten beim Unternehmen gejobbt. Von 2009 bis 2016 war Falkner dann Schulleiterin. „Die Walldorfer waren immer stolz auf ihr Gymnasium, und haben es auch entsprechend ausgestattet." Egal, was sie brauchte: Geld für die Digitalisierung, neue Möbel, neue Gebäude. Die Stadt habe ihr alles gegeben, erinnert sich Falkner.

Auch Bürgermeisterin Staab sagt „Bildung", wenn man sie fragt, was Walldorf mit dem ganzen Geld denn mache. Walldorfs Schulen sind top ausgestattete Neubauten und bieten Ganztagsunterricht bis 17.30 Uhr an, den die Stadt mit viel Geld fördert. „Wir sind Gott sei Dank nicht darauf angewiesen, Kosten zu decken oder gar Einnahmen zu erzielen", sagt Staab. Deswegen bietet Walldorf ganztägige Betreuung, inklusive Frühstück, Imbiss, Mittagessen und Nachmittagssnack, inklusive zusätzlichen Betreuer:innen, die Lehrer:innen sollen ja auch mal Pause machen. „Und das kostet die Eltern 55 Euro pro Woche", sagt die Bürgermeisterin und lacht.

Und dann gibt es noch die Stiftungen. Die Dietmar-Hopp-Stiftung finanziert in Walldorf unter anderem die Tafel, eine Einrichtung für Obdachlose, Sportförderung und Altenheime; Senior:innen dürfen wählen zwischen dem „Hopp-Stift-I" und dem „Hopp-Stift-II". Etwa 800 Millionen Euro hat Dietmar Hopps Stiftung bislang in der Region ausgeschüttet, bezahlt mit den Dividenden von SAP-Aktien, die Hopp gespendet hat.

Manche SAP-Mitarbeiter:innen zeigen eine Anspruchshaltung, die unsympathisch ist, finden die Brenneckes. „Die sind halt gewöhnt, dass sie sehr vieles kriegen", sagt Jürgen Brennecke. Dienstauto, kostenlose Sportmöglichkeiten, Rabatte bei Walldorfer Geschäften. Einmal habe ihnen ein Fliesenhändler gesagt, sie bekämen zehn Prozent Rabatt – aber nur, wenn sie bei SAP arbeiten. „Da sind wir dann nicht mehr hingegangen."

Marianne Falkner, die ehemalige Schulleiterin, hat sich oft über die neureichen Eltern aufgeregt. „Die sind alle

2

schon beim Sahnehäubchen oben, die sollten lieber beim Kaffee anfangen", sagt sie. Der Höhepunkt war für Falkner der sogenannte Klopapier-Streit. Damals beschwerten sich Eltern wochenlang bei ihr, dass das Klopapier in der Schule zu dünn sei. Falkner ließ sie abblitzen. „Da denkst du doch: Wo sind wir hier eigentlich?", ruft sie und nimmt einen Schluck Kaffee.

In der Stadt gibt es zwei Typen von Gewinner:innen: die, die für SAP arbeiten, und die, die Grundstücke oder Immobilien geerbt haben. Mit dem zweiten Typ kennt sich Ernst-Werner Bruder, 67, sehr gut aus. Er ist Immobilienmakler. Bruder trägt ein kariertes, beiges Sakko, Schal, Sonnenbrille und Socken mit buntem Puzzlemotiv. Er fährt mit seinem roten BMW-Cabrio durch Walldorf und zeigt auf Häuser.

Der Höhepunkt war für Falkner der Klopapier-Streit

„Die beiden habe ich verkauft", sagt er, „dieses auch." Bei dem da drüben habe der neue Besitzer ein Jahr lang überlegt, was er machen soll. „Dann hat er's abgerissen." 600 000, 700 000 Euro sind ein normaler Preis für ein Reihenhaus in Walldorfs Neubaugebieten. „Im Grunde ist Walldorf ein typischer kleiner Ort", sagt Bruder, während er sein Cabrio um einen Kreisel lenkt, „nur mit unglaublich viel Geld." >

Diese Seite: Immobilienmakler Bruder auf einer Rundfahrt durch Walldorf. Darüber: Bauabschnitt 2 in Walldorf-Süd

1 – Marianne Falkner war von 2009 bis 2016 Schulleiterin am Gymnasium Walldorf

2 – Ernst-Werner Bruder arbeitet seit 2002 in Walldorf. Damals sei er noch der einzige Makler im Ort gewesen, sagt er

Diese Seite: Szene aus dem Walldorfer Neubaugebiet. Darunter: Links im Bild das alte, rechts davon das neue Walldorf. Bürgermeisterin Staab fürchtet eine Kluft zwischen Alt und Neu

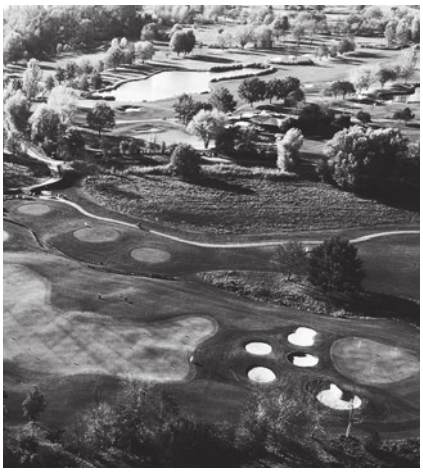
1 – Südlich von Walldorf liegt der Golfclub St. Leon-Rot

2 – Dietmar Hopp in seinem Golfclub

Wenn SAP Husten hat, hat Walldorf Lungen-entzündung

Bruder schaut Richtung Flugplatz. Etwa 500 Meter entfernt wohnt immer noch Dietmar Hopp.

Weil SAP bis zur Corona-Pandemie wuchs und wuchs und wie ein Magnet andere IT-Firmen nach Walldorf zog, gibt es in der Region immer Bedarf an Bauland und Immobilien. „Die Immobilienpreise sind, mit Ausnahme eines kleinen Einbruchs 2008, konstant angestiegen“, sagt der Immobilienmakler in seinem Büro in der Hauptstraße. Seit 2002 arbeitet er in Walldorf. Bruder erzählt, damals sei er noch der einzige Makler im Ort gewesen. Von den alten Walldorfer:innen – jenen, die nicht wegen SAP hergezogen sind – freue sich ein Teil über die Preissteigerung für ihre Immobilien.



1

Der andere Teil macht Bürgermeisterin Staab oft Sorgen. Sie wolle nicht, dass in Walldorf eine Kluft entsteht. Eine Kluft zwischen den „Alten“ und den „Neuen“. Die Neuen, das sind meistens SAP-Mitarbeiter:innen. Nicht alle der alten Walldorfer:innen besitzen Immobilien. Bei vielen müssen die Kinder oder Enkel:innen wegziehen, weil Wohnen hier so teuer geworden ist. In Berlin werden Stadtteile gentrifiziert, in Walldorf ist es gleich die ganze Stadt.

Manchmal sieht das Neubaugebiet Walldorf-Süd wie eine Filmkulisse aus: Die Häuser neu, die Autos neu, die Straßen leer. Die Fassaden weiß, perfekt, gerade. Die Fenster geputzt, die Hecken geschnitten, die Eingänge gefegt. Wahrscheinlich kommen die meisten Leute nicht hierher, weil sie die Kulturszene lieben oder die Innenstadt. Die meisten kommen nach Walldorf, um Geld zu verdienen.

In der Nähe von Walldorf-Süd liegt der SAP-Campus. Die Parkhäuser sind leer. Die meisten Programmierer:innen arbeiten gerade im Homeoffice. Früher war es bei SAP nur einen Tag pro Woche erlaubt, zu Hause zu arbeiten. Wie viele Tage werden es nach der Pandemie sein? Vielleicht zwei oder drei? Immobilienmakler Bruder meint, dass sich dann einige SAP-Mitarbeiter:innen gut überlegen würden, ob sie nach Walldorf ziehen. Gut möglich, dass die SAP in Walldorf wegen des funktionierenden Homeoffice nicht mehr weiter baut. Die ehemalige Schulleiterin Marianne Falkner sagt: „Wenn SAP Husten hat, hat Walldorf Lungenentzündung.“

Mit der Entscheidung, SAP in Walldorf anzusiedeln, machten Dietmar Hopp und die SAP-Mitgründer die Region reich. Hopp, 80, lädt zum Gespräch in seinen Golfclub südlich von Walldorf ein: „Solange ich lebe“, sagt er, „wird die SAP ihren Hauptsitz in Walldorf haben.“ Hopp liebt seine Heimat: Walldorf, Hoffenheim, die Kurpfalz. „Eigentlich sollte ich mein Geld in ärmeren Städten als Walldorf ausgeben“, sagt er. Schließlich hätte Walldorf ja einen „Stock von 600“. Hopp sagt „600“, und meint 600 Millionen.

Und was rät Hopp jungen Menschen, die nicht erben, aber in Walldorf bauen wollen? Sie sollten sich bemühen, möglichst viel Geld zu verdienen, sagt er. Er habe schon als junger Mann gewusst, dass er Millionär werden wollte. Hopp wurde Multimilliardär. Junge Menschen müssten ja nicht in Walldorf bauen, sie könnten auch in anderen Städten in der Region bauen, wo Bauland viel billiger sei.

2

Ihm selbst seien Immobilien nicht so wichtig, er besitze doch nur seine „Reihenhäuser“: drei Villen in der Nähe des Walldorfer Flugplatzes. In einem wohne sein Personenschützer, im zweiten er und im dritten die Familie seines Sohnes Daniel. Hopp genießt es, seinen Enkeln beim Fußballspielen auf der großen Wiese zwischen den Häusern zuzuschauen. Direkt neben der Wiese ist die kleine Startbahn des Walldorfer Flughafens. Wer von dort Richtung Süden abfliegt, sieht direkt nach dem Start auf der rechten Seite einige Bürogebäude. Diese Gebäude, sie haben eine Kleinstadt reich gemacht. //

Hinter der Geschichte: Unser Reporter wuchs in Walldorf auf. Erst während eines Auslandsaufenthaltes merkte er, dass er aus keiner normalen Kleinstadt stammt. Seitdem fragt er sich, was der Reichtum mit der Stadt gemacht hat. Seine Eltern leben noch in Walldorf, der Reporter zog 2014 weg, in seiner Familie arbeitet niemand für SAP.

Fotos: Golf Club St. Leon-Rot, Ellen Klose

Transparenzhinweis: Die Deutsche Journalistenschule ist verlagsunabhängig und wird von zahlreichen Unterstützer:innen getragen, u.a. auch von der Klaus-Tschira-Stiftung des SAP-Mitgründers Klaus Tschira.

HUMUS-ZUSTAND: SCHLECHT

Unsere Autorin ist Hausbesitzerin und Vermieterin. Wie es um ihr Haus und ihre Mieter:innen steht, weiß sie genau. Nur eines macht ihr Sorgen: Wie geht es ihrem Boden?

Alles sieht friedlich aus. Der Rasen wächst, es gibt einen alten Kirsch- und einen jungen Birnbaum. Ich finde, die Kirschen schmecken. Doch meine Mutter sagt: Im Boden auf dem Lindener Berg in Hannover gibt es industrielle Altlasten. Ich hatte ja keine Ahnung.

Aber meine Mutter hat Recht. In den vergangenen 200 Jahren lagen Kalkbrennereien, Steinbrüche und Munitions-fabriken auf dem Lindener Berg. Später schüttete man die Steinbrüche mit Industriemüll zu, von Fabriken aus der Nähe auf den Berg gekarrt. Die Straße, in der mein Haus steht, heißt sogar: Am Steinbruch. Dort steht mein Haus, dort bin ich aufgewachsen. Muss ich mich jetzt auch um meinen Boden sorgen?

Spätestens alle fünf Jahre sollen Grundstücksbesitzer:innen die Qualität ihres Bodens überprüfen. Wer macht das schon? Dabei habe ich als junge Eigentümerin eines früh begriffen: Worum ich mich nicht sofort kümmere, fliegt mir später um die Ohren, ob verstopftes Rohr oder unbezahlte Rechnung. Deshalb mache ich eine Bodenprobe.

Vorher schaue ich nach, ob mich die Altlasten überhaupt betreffen. Im Niedersächsischen Bodeninformationssystem, einem Kartenprogramm, sind auf der Themenkarte „Altablagerungen“ Orte mit roten Punkten markiert, an denen die Industrie den Boden beschädigt haben könnte. 110 Meter von meinem Grundstück entfernt ist so ein roter Punkt. Was dort hinterlassen wurde, ist nicht zu erkennen. Aber zumindest ist mein Bodentyp genau vermerkt: „Bodentyp-Klartext: Mittlere Braunerde“, Teil der Bodengroßlandschaft der Lössbörde. Lössbörden sind fruchtbare Gebiete, ich freue mich.

Außerdem beantrage ich eine Auskunft aus dem Verdachtsflächenkataster. Darauf soll ich vier Wochen warten. Aber ich finde schon vorher heraus, dass an anderen Stellen auf dem Lindener Berg wegen der früheren Industrie hohe Mengen von Blei, Arsen, Zink, Quecksilber und Cadmium festgestellt wurden. Schwermetalle, die in zu hoher Konzentration krank machen. Stecken die auch in meinem Boden? Weil ich irgendetwas sofort tun möchte, kaufe ich im Baumarkt einen Selbsttest.

Ich gebe zehn Milligramm Erde aus meinem Garten in ein Reagenzglas, dazu 20 Milliliter destilliertes Wasser und eine Reagenztablette. Drei Minuten schütteln. Der Test verfärbt sich und verrät: Der Säuregehalt des Bodens, der pH-Wert, ist neutral. Das ist gut. Ein Boden mit neutralem Säuregehalt verteilt Schwermetalle nicht so leicht wie ein saurer Boden. Das heißt, falls zu viele Schwermetalle in der Erde sind, dann landen sie nicht in meinen Kirschen. Ich bin verwirrt. Mein Boden ist Teil der fruchtbaren Lössbörde, aber vielleicht auch verseucht. Ich brauche einen Profi.

Ich schicke ein halbes Kilo Boden an ein Umweltlabor. Als ich die Ergebnisse per E-Mail bekomme, bin ich ein bisschen aufgeregt. Dann lese ich: Ich habe Pech. Meinem Boden geht es nicht gut. Im Kästchen Humuszustand, also der organischen Substanz des Bodens, steht: schlecht. Die Analyse des Labors enthält eine weitere Aufschlüsselung zu drei Werten: Magnesium, Kalisalz und Phosphor. Elemente, die für gesundes Pflanzenwachstum wichtig sind. Weil ich verschiedene Proben aus dem Garten eingeschickt habe, schwanken diese Werte zwischen gut und sehr schlecht, im Durchschnitt eher schlecht. In der Analyse steht, ich solle den Boden ordentlich düngen. Wieder einmal stelle ich fest: Als Hausbesitzerin habe ich für alles die Verantwortung. Ich plane einen Ausflug in den Baumarkt, um die fünf verschiedenen Dünger zu kaufen, die mir das Labor empfiehlt. Was genau meinem Boden fehlt, steht nicht in der Analyse. Erst nach langem Düngen werde ich herausfinden, ob sich etwas verbessert.

Auf Schwermetalle wie Blei oder Kupfer wurde die Erde nicht untersucht. Ein Mitarbeiter des Labors beruhigt mich. Obstbäume nehmen die Schwermetalle nicht ausreichend auf, um gesundheitsbedenklich zu sein. Nur bei Gemüse wird es gefährlich – und das baue ich nicht an. Meine Pflicht als Eigentümerin habe ich getan. Aber wenn ich ehrlich bin, geht es mir längst nicht mehr um die Kirschen, es geht um den Boden selbst. Ich habe ihn gewogen, gemessen, geschüttelt, verschickt und auf Karten gesucht. Jetzt möchte ich ihn beschützen. Ich werde noch einmal bei der Bodenschutzbehörde anrufen. //

Setdesign: Lukas Haas, Ruben Schaar und Luisa Thomé

01 – Garten-Kombitester zur Ermittlung des pH-Wertes
02, 03, 04 – Boden, aus 15 Zentimetern Tiefe entnommen
05 – Destilliertes Wasser
06 – Bodenprobe 1
07 – Bodenprobe 2
08 – Löffelchen zur Bodenentnahme
09 – Reagenztabletten zum Schütteln
10 – Reagenzgranulat

Deutschland im Sommer 2070: Es ist heiß, es ist trocken, es ist anders. Heute erforschen Wissenschaftler:innen, wie die Welt in 50 Jahren aussehen könnte. Ein Blick in die Zukunft.

FÜR DEN REGENWURM WIRD'S ENG

Der Boden ist dunkel. Fruchtbarste Schwarzerde. Darüber thronen Stahlgerüste, eines neben dem anderen, mitten im Flachland unweit der Stadt Halle. Die Flächen unter den Gerüsten sehen aus wie gewöhnliche Äcker und Wiesen. Man sieht ihnen nicht sofort an, dass sie seit Jahren in ein anderes Klima versetzt sind. In ein wärmeres Klima, so wie es vermutlich kommen wird, in 50 Jahren. Es sind Zukunftsfelder und Zukunftsweiden, im Jahr 2070.

Der Himmel ist anders, die Landschaft auch. Im Sommer zehrt die Dürre die Felder aus. Herbst und Frühling sind regnerischer denn je. Fast zwei Grad wärmer ist es seit Beginn der Industrialisierung.
Alles ist anders, auch im Boden.
Die Sommerwochen ohne Regen verändern die Schwarzerde, Jahr für Jahr.
Die Veränderung beginnt mit dem Leben darin.
Die Hitze und die Trockenheit machen nicht nur den Menschen zu schaffen. Es schwächeln die Kleinstlebewesen und Tiere in der Erde, die das tote Material der Pflanzen recyclen. Sie sind die Zahnräder des Bodens.

Kaum ein Regenwurm kriecht unter dem Staub. Ohne durch den Darm des Wurms zu wandern, fehlt der Erde die krümelige Struktur. Es fehlen gegrabene Gänge, durch die Luft strömt, die den Boden locker machen. Das macht das Leben schwerer für den Springschwanz, ein kleines Tier auf sechs Beinen.
Insekten, Milben, Bakterien und Pilze leben hier. Sie zersetzen tote Halme, die Streu auf dem Acker und in der Tiefe. Und geben sie als neue Stoffe dem Boden zurück, den Pflanzen zum Wachsen.
Doch von den Kleintieren sind nur noch die Kleinsten übrig, langsamer mahlen die Zahnräder des Bodens.
Der ehemals fruchtbarste Boden ist es nicht mehr.

T: Hans Christoph Böhringer und Nelly Ritz F: Hans Christoph Böhringer

Fotos: André Künzelmann / UFZ, Stefan Michalski / UFZ

Unter den Metallgerüsten der Forschungsanlage von Bad Lauchstädt herrscht schon das Klima der Zukunft

Schwarzerde. Heute macht sie die Felder in der Nähe von Halle so fruchtbar wie fast nirgends sonst in Deutschland. Und damit ideal für Agrarforschung.

Die feuchte, bröselige Masse liegt in Martin Schädlers Hand, bevor er sie zurück auf den Acker der Zukunft wirft. Er ist Koordinator dieses Projekts der Forschungsstation Bad Lauchstädt, in der Nähe von Halle. Den wahrscheinlich größten Klimafolgenversuch dieser Art nennt Schädler die sieben Hektar große Versuchsfläche.

Schädler ist hier eine Art Wettergott. Seine Werkzeuge sind die Metallgerüste über den Feldern. Wenn es im Sommer regnet, schließt er die ausfahrbaren Dächer über den Zukunftsfeldern, sodass auf die Flächen 20 Prozent weniger Regen tropft. Im Sommer nimmt er, im Frühjahr und Herbst gibt er: Zehn Prozent mehr Wasser fällt dann vom Himmel, Düsen an den Metallgerüsten unterstützen die Wolken. Über den Zukunftsfeldern rollen sich abends Abdeckplanen aus, das speichert die Wärme und erhöht die Temperatur in der Nacht.

Auf 50 Feldern findet hier Deutschlands Landwirtschaft in verschiedenen Formen statt. Die eine Hälfte der Felder als Vergleichsflächen im heutigen Klima, die andere im Klima des Jahres 2070.

In der Ferne dreht ein Farmroboter seine Runden, die Räder verborgen im Weizen. Stundenlang arbeitet er auf dem Acker, ohne dass ein Mensch ihn lenkt. Den ganzen Tag kann er durcharbeiten, er ist kleiner und leichter als der Traktor von einst. Das schont den Boden.

Mit seinen Sensoren erfasst der Roboter den Weizenhalm, spürt Krankheiten der Pflanzen auf. Heute pflügen sich die Landwirt:innen eher durch Messdaten am Computer statt durch ihren Acker.

Kunstdünger ist nur noch eine Ausnahme. Dem trockenen Boden helfen jetzt bestimmte Pflanzen, Nährstoffe aufzubauen: Zwischen den Ernteperioden sorgt Kleegras für fruchtbare Felder. Das spart Treibhausgase. Vor 50 Jahren machte die Herstellung von Kunstdünger noch rund zwei Prozent des weltweiten Energiebedarfs aus.

Die schonende Düngung bedeutet auch: Es wächst weniger, die Erträge gehen zurück. Doch das Geld vom Staat fließt nun für den Schutz der Böden und der Tiere darin. Denn in einer Naturweide tummeln sich mehr Kleinstlebewesen als in einer gedüngten und ausgesäten Turbowiese. Bodenschutz, das bedeutet: Landwirtschaft kommt mit dem Klimawandel klar.

Auf manchen Weiden grasen Schafe. Sie tragen keine metallenen Glocken mehr. Um ihren Hals hängen Kästchen, die GPS-Daten empfangen. In den Daten stecken digitale Zäune.

„Piep“. Das Kästchen am Hals des Schafs tönt. Ein Computer registriert über Satelliten, dass das Tier grast, wo es nicht grasen soll. Geht das Schaf weiter, bekommt es einen schwachen Elektroschock. Weidehaltung hat sich verändert. Sie ist effizienter geworden. >

2070: Die Macht des Bodens ist groß, riesige Mengen an Treibhausgasen kann er binden

Auch der Horizont hat sich verändert. Er ist näher. Hecken und Bäume durchziehen die Ackerlandschaften, die Felder liegen nicht mehr offen. Der Wind trägt weniger Boden davon, Pflanzen und Tiere finden Zuflucht.

Was der Boden für den Menschen leisten kann, versteht man heute anders als früher. Nicht nur Essen soll auf ihm wachsen, nicht nur Futter für die Tiere.

Die Macht des Bodens ist groß, riesige Mengen an Treibhausgasen kann er binden. Ein Boden ohne Treibhausgas-Zertifikat: unvorstellbar.

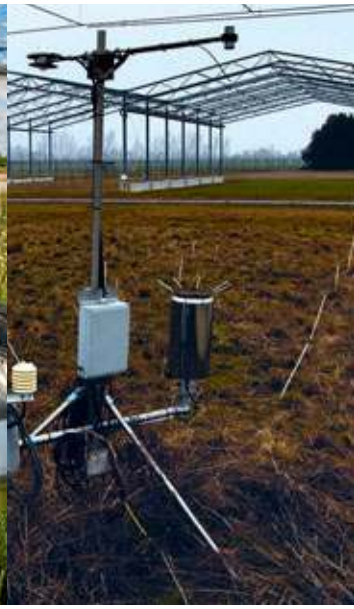
Schon vor 50 Jahren speicherten die Böden viermal so viel Kohlenstoff wie alle Pflanzen auf ihnen zusammen. Doch was im Boden steckt, kann durch falsche Nutzung wieder herauskommen.

Früher strömten große Mengen Treibhausgase aus den Moorlandschaften, die man für Äcker trockengelegt hatte. 2020 waren nur 0,2 Prozent der Fläche Deutschlands Moor.

Heute, im Jahr 2070, sind es fast fünf Prozent. Insekten schwirren über dem wiedervernässten Moor, das pro Quadratmeter mehr Kohlenstoff als jeder andere Boden bindet.

Boden, das ist längst keine Selbstverständlichkeit mehr, keine Unverwüstlichkeit. Bodenschutz ist Klimaschutz, Klimaschutz ist Bodenschutz.

Hinter der Geschichte: Das Zukunftsszenario 2070 ist nicht der Fantasie unserer Autor:innen entsprungen, sondern beruht in allen Details auf wissenschaftlichen Prognosen. Um die Zukunft selbst zu erleben, reisten sie nach Bad Lauchstädt bei Halle, wo sie mit dem Biologen Martin Schädler über Felder stapften, die schon heute ins Zukunftsklima versetzt sind.



Forscher:innen simulieren auf den Feldern das künftige Klima. Wetterstationen überprüfen die Temperaturen und Niederschläge

Noch lenken Menschen die Traktoren über die Äcker. In 50 Jahren sollen Roboter den Job allein machen

Lange gab es in der Agrarwissenschaft hauptsächlich ein Thema: die Steigerung der Erträge. In der Versuchsstation von Bad Lauchstädt ist das anders. Hier geht es vor allem um Ökologie. Da stehen geklonte Eichen, entstanden im Reagenzglas. Unter durchsichtigen Schrägen wachsen Pflanzen in simulierter Dürre. Dahinter die Zukunftsfelder, das Riesenprojekt, so nennt es Versuchskoordinator Martin Schädler.

Mal klingt es, als sei das Klimaexperiment der Wunschtraum eines experimentellen Ökologen. Manchmal aber spricht Schädler, als hätte er sich das nie ausgesucht, als fühle er sich bloß verpflichtet. Niemand habe Biologie studiert, nur um sich heute mit dem Klima zu beschäftigen, sagt Schädler: „Es muss halt jetzt sein."

Irgendwann mussten die Menschen sich ändern, ihre Ernährung auch, es musste halt sein. Viel zu lange nutzten sie Weiden und Äcker intensiver, als es die Natur aushalten konnte.
Wenn die Deutschen ihren Schweinsbraten aßen, dann brauchte das zuvor vor allem eines: Ackerland. 3,12 Quadratmeter Ackerland pro Portion Schweinsbraten. Vor 50 Jahren beanspruchte die Produktion von Tierfutter rund 30 Prozent der Fläche Deutschlands.

160 Gramm. So viel Fleisch aß eine Person in Deutschland damals durchschnittlich pro Tag. Das ist ungefähr so viel, wie ein Goldhamster wiegt.

Die Mengen an Tierfutter, die dafür nötig wären, kann in Deutschland heute keine:r mehr produzieren. Jetzt halten die Landwirt:innen weniger Tiere, nur so viele, wie sie mit ihrem Weideland und ihren Äckern versorgen können. Auf denen bewässern sie, müssen sie bewässern, um der Hitze zu trotzen. Doch in manchen Sommern ist Süßwasser rar. Und so viel sie auch bewässern, die Ernte ist nicht mehr das, was sie einmal war. Ihr fehlen Nährstoffe, wie auch den Böden.

Da man dem Land weniger Nahrung abverlangen kann, muss nun auch die Stadt dafür herhalten.
Salat, Kräuter und Gemüse pflanzt man nun in Hochhäusern an. Auf Wasser, beleuchtet mit LED-Lampen, die Wurzeln besprüht mit Nährstoffen und Sauerstoff.

Auch im Supermarkt hat sich viel verändert. Salate aus Hochhauskräutern und Algen füllen die Kühlregale, kleine Eiweiß- und Vitaminbomben. Darüber leuchten grüne Getränke in Glasflaschen. Smoothies, süß, salzig, nährstoffreich. Gemixt aus Spinat und Halophyten: aus Pflanzen, die auf salzhaltigen Böden wachsen. 20 Prozent der Deutschen essen inzwischen vegetarisch, viele vegan. Hohe Preise stehen auf den Schildern der Fleischtheke.

Ein Insektenfarmer verkauft Grillenburger am Eingang des Supermarktes. Daneben, auf dem Gelände seiner Farm, erheben sich riesige Tanks. Darin wuchern Algen an Gittern und Netzen. Die Tanks nutzen das Salzwasser aus Solequellen und Salzbergwerken in der Nähe. Wasser, das der Nahrungsproduktion ansonsten nicht hilft.
Auf dem Boden der Tanks liegen glibberige Wesen auf ihrem Rücken. Mangrovenquallen, die sich überwiegend von UV-Licht ernähren. Später werden sie als Quallenchips, Proteinpulver und Futtermittel in den Regalen der Läden liegen.

Der Bauernhof, der Supermarkt, das Feld, der Boden: Alles ist anders, furchtbar anders, durch das neue Klima. Dass es so gekommen ist, liegt an den Menschen. Deshalb mussten sie sich anpassen, mussten basteln, forschen, streiten. Was sie dazu brauchten, das gab es damals schon, vor 50 Jahren. Doch Technologie allein konnte das Problem nicht lösen, alles musste sich ändern. Damals stand man an einem Wendepunkt. Es hätte auch anders kommen können. //

T: Rebecca Ricker und Artur Weigandt I: Bettina Köhler

DIE VERGESSENEN

1939: Die Nationalsozialist:innen fordern für das deutsche Volk Land in Osteuropa, wollen die einheimische Bevölkerung ersetzen. Bis Kriegsende vertreiben und ermorden sie dafür Millionen von Menschen. An viele zivile Opfer wird in Deutschland bis heute kaum erinnert.

„Nachrichten von meinem Vater gingen täglich ein, bis eines Tages nichts mehr kam. Ich erfuhr, dass Grójec vollständig zerbombt wurde. Alle bereiteten mich auf die Tatsache vor, dass mein Vater nicht mehr am Leben war.“ Danuta Domańska[1]

Krystyna Danuta Domańska wurde am 6. März 1925 in Warszawa (Warschau) geboren. Ihr Vater war Ingenieur, ihre Mutter kam als Absolventin eines Musikgymnasiums aus dem Osten von Polen nach Warszawa. Krystyna Danuta Domańska und ihre Mutter überlebten die Besatzung. Ihr Vater wurde im Krieg getötet. Die ältere Schwester starb im Konzentrationslager. Für den deutschen Traum vom „Lebensraum“ wurden im Osten Millionen Menschen vertrieben, deportiert und ermordet.

Wie viele Menschen genau fliehen mussten oder starben, weiß niemand. Das Reichssicherheitshauptamt plante 1941 im „Generalplan Ost“ die Vertreibung oder Ermordung von 31 Millionen Menschen. Der Plan wurde im Folgejahr ergänzt. Nachdem sich die polnischen Truppen am 6. Oktober 1939 ergeben hatten, wurde mit der Umsetzung der Lebensraumpolitik begonnen. >

„Nun, als die Deutschen kamen, da war es ein Leid für alle Menschen. Gott bewahre jeden davor, ich wünsche niemandem den Krieg. Alles brach ab: keine Schule, keine Geschäfte, kein Strom. Man lebte und quälte sich durch.“ Wera Wolk[2]

„Volksdeutsche“, deutsche Minderheiten aus anderen osteuropäischen Ländern, kamen nach Polen. Über 50 Prozent der „volksdeutschen“ Umsiedler:innen wurden im neugegründeten „Reichsgau Wartheland“ angesiedelt, der Region um Poznań (Posen) und Łódź (Lodz), sagt Alexa Stiller. Sie hat die völkische Politik in den annektierten Gebieten Polens, Frankreichs und Sloweniens im Zweiten Weltkrieg untersucht.

Der „Generalplan Ost“ basierte auf der Vorstellung, Völker, gleichgesetzt mit biologischen Rassen, kämpften miteinander um Lebensraum. Der deutsche Boden sei überbevölkert. Das deutsche Volk brauche mehr Raum: „Hier soll in vollkommen fremder Umwelt deutsches Volkstum mit dem Boden verwurzelt und in seinem biologischen Bestand für die Dauer gesichert werden.“ Die Umsiedlungsplaner:innen wollten eine Gesellschaft aufbauen, die hauptsächlich aus Bäuer:innen bestand.

Einer der Planer, Konrad Meyer, berechnete 1942: „Für die Eindeutschung wird auf dem Lande eine Bevölkerungszahl von rund 1,8 Millionen, in der Stadt von etwa 2,2 Millionen deutscher Menschen für erforderlich gehalten.“ Auf den 84 Seiten erwähnte Meyer die ansässige Bevölkerung nur in einem Absatz; ihre Vertreibung oder Ermordung waren für ihn selbstverständlich.

Im besetzten Polen wurden aus dem Plan konkrete Gesetze: Pol:innen wurden vertrieben. Politiker:innen des Landes ermordet, Jüd:innen in Ghettos gesperrt und getötet. Wo sie gelebt hatten, sollten nun „Volksdeutsche“ angesiedelt werden.

1 – Domańska, Danuta, Interview za205, 28.09.2005,
2 – Wolk, Wera, Interview za015, 26.08.2005,
3 – Bajnorowitsch, Michail, Interview za030, 07.07.2005,
4 – Babitsch, Tetjana, Interview za469, 07.09.2005,
Alle: Das Interview-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“

„Wir blieben übrig. Zwei Brüder und die Schwester starben. Und schon als uns der Krieg erwischte, da waren wir drei Schwestern und drei Brüder. Die Schwestern. Von zwei Schwestern, weiß ich, dass die Deutschen sie erschossen haben.“ Michail Bajnorowitsch[3]

Genauso wollten die Nationalsozialist:innen auch in den Sowjetrepubliken vorgehen: „In dem Plan, der unter meiner Leitung entstanden ist, war der Umbau des Ostens im Laufe von 25 Jahren nach Kriegsende vorgesehen“, sagte Konrad Meyer in den 1970ern einem Journalisten. Hitler rechnete mit einem Blitzsieg in Osteuropa. Doch der Krieg dauerte Jahre, Deutschland verlor. Den „Generalplan Ost“ setzten die Nationalsozialist:innen in der Sowjetunion nicht um. Die Vertreibung oder Ermordung der einheimischen Bevölkerung schon.

Wollten die Nationalsozialist:innen die Osteuropäer:innen vernichten, weil sie die Bevölkerung als „slawische Unterrasse“ ansahen? Die Frage ist unter Historiker:innen umstritten: Die Details der nationalsozialistischen Rassentheorie seien nicht allen Akteur:innen bekannt gewesen, sagt Historikerin Stiller. „Rassismus war trotzdem allgegenwärtig. Es gab allgemein ein Überlegenheitsgefühl als Weiße und als Deutsche im Speziellen.“ Für die Bevölkerung sei die Überzeugung wichtiger gewesen, den Deutschen stünden die Gebiete zu, die sie nach dem Ersten Weltkrieg durch den Versailler Vertrag abgetreten hatten, die östlichen preußischen Provinzen und Elsass-Lothringen, sagt Stiller. Sie wurden als rechtmäßiger Teil Deutschlands angesehen. Pragmatische Überlegungen seien für die Besatzer:innen wichtiger gewesen als die Rassenideologie. Die Slowakei zum Beispiel war ein Verbündeter des NS-Regimes, trotz ihrer in der Rassenideologie als slawisch betrachteten Bevölkerung.

Fakt ist: Besatzer:innen wandten im Osten viel mehr Gewalt an als im Westen. 60 Prozent der sowjetischen Kriegsgefangenen starben, im Vergleich zu 3,5 Prozent der westalliierten Kriegsgefangenen. In den ersten Monaten hatten die Nationalsozialist:innen keine Versorgung für sie eingeteilt. Städte wurden ausgehungert, Gebiete nahe der Front wurden „Kahlfraßzonen“, die Wehrmacht raubte alle Lebensmittel.

Gegen echten oder vermuteten Widerstand gingen die deutschen Soldaten brutal vor, sie verbrannten ganze Dörfer. Deutschland führte einen Vernichtungskrieg. Adolf Hitler sagte bei einer Besprechung im Juli 1941: „Der Riesenraum muss so schnell wie möglich befriedet werden; dies geschieht am besten dadurch, daß man Jeden, der nur schief schaut, totschießt.“

Allein in der ehemaligen Sowjetunion geht man von mindestens 15 Millionen zivilen Opfern aus. Millionen Opfer, an die in Deutschland kaum erinnert wird. „All dies wurde in der Konfrontation des Kalten Krieges verschwiegen oder als Nebenwirkungen eines harten und grausamen Krieges relativiert“, erklärt die Initiative Gedenkort für die Opfer der NS-Lebensraumpolitik in einem Aufruf. Es gibt nur vereinzelte Mahntafeln, zum Beispiel für Kriegsgefangene in den Lagern im heutigen Deutschland. Sie vermitteln nicht die Dimension der Opferzahlen.

Der Bundestag will das ändern: Ende 2020 haben Mitglieder des Bundestags beschlossen, dass ein neues Dokumentationszentrum zur deutschen Besatzungsherrschaft im Zweiten Weltkrieg errichtet werden soll. Außer der AFD haben alle Parteien zugestimmt. Das Museum soll sich besonders den bisher vergessenen Opfergruppen widmen. Öffentliches Bewusstsein schaffen. Eine Entscheidung, 75 Jahre nach Kriegsende. //

„Mein Bruder kommt angerannt, schreit und weint: ‚Der Vater wurde erschossen! Ich bin gekommen, sieben Mann waren schon umgebracht worden, und als sie den siebten erschossen hatten, haben sie ihn umgebracht!‘“ Tetjana Babitsch[4]

OBEN

Einfach mal einen Sturzflug versuchen – und sich darauf verlassen, dass die eigenen Flügel einen tragen werden, wie bei einem Vogel. Das ist eigentlich unmöglich. Außer in der virtuellen Realität.

T: Nelly Ritz

Foto: unsplash/Shreyas Malavalli

Ich stürze nicht, *ich sinke. Stetig. Schnell genug, dass es in meinem Bauch kribbelt. Ich bin frei, ich bin stark, ich bin ein Adler. Blicke ich nach rechts, kann ich die Spitze meines Flügels erkennen. An der Unterseite strahlt er weiß, darüber schillern braune Federn. Links schlage ich mit dem anderen Flügel auf und ab.*

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es sich anfühlt, den Boden zu verlassen. Habe davon geträumt, wie es wäre, zu fliegen. Ohne Sitzgurt, Ohrendruck und Tomatensaft, frei und aus eigener Kraft, wie ein Vogel in der Luft. Im Biotopia Lab in München werde ich als Adler über das Berchtesgadener Land fliegen. Als ich die VR-Brille aufsetze, erlebe ich die Welt aus einer neuen Perspektive.

Unter mir ein Dorf. Häuser reihen sich aneinander. Drumherum liegen vereinzelt Felder, dahinter erheben sich die Berge. Es sieht aus, als umarmten sie den kleinen Ort in ihrer Mitte.

Ich lasse die Häuser, Straßen und Bäume vorbeiziehen, schlage mit den Flügeln, spüre den Auftrieb. Warmer Wind bläst mir entgegen und rauscht in meinen Ohren. Über mir spannt sich ein grenzenloser Himmel. Vereinzelt schweben Wolken in der Ferne, unbewegt und ruhig, als wollten sie sich sonnen.

Ich verschaffe mir einen Überblick, fliege ein paar Schleifen. Ich lege mich in eine Kurve und gleite über ein Plateau hinweg, auf dem Nadelbäume wachsen, so klein und dicht beieinander, als seien es Grashalme. Ich verliere an Höhe, neige mich nach links, ziehe um die Kurve. Langsam lässt meine Kraft nach. Meine Glieder sind müde vom Fliegen, der Kopf erschöpft von den Eindrücken. Vor meinen Augen wird es schwarz.

Ich nehme die Brille wieder ab. Bäuchlings liege ich auf einem gepolsterten Gestell. Meine Hände stecken in beweglichen Halterungen, eben waren sie noch Flügel. Vor mir steht ein Ventilator. Er reagiert auf meine Bewegungen: Schlage ich schneller mit den Brettern, auf denen meine Arme liegen, strömt mir mehr Flugwind entgegen. Eine motorisierte Plattform bewegt die Liege unter mir. Im Sturzflug, den ich in der Simulation erlebt habe, kippt der vordere Teil der Liege nach unten. Wenn ich die Flügel-Platten schwinge, fährt er nach oben. Drehe ich als Adler eine Kurve, neigt sich die Liege in die Schräge.

Ich blinzle. Darf ich nochmal? Ich will noch mehr wagen.

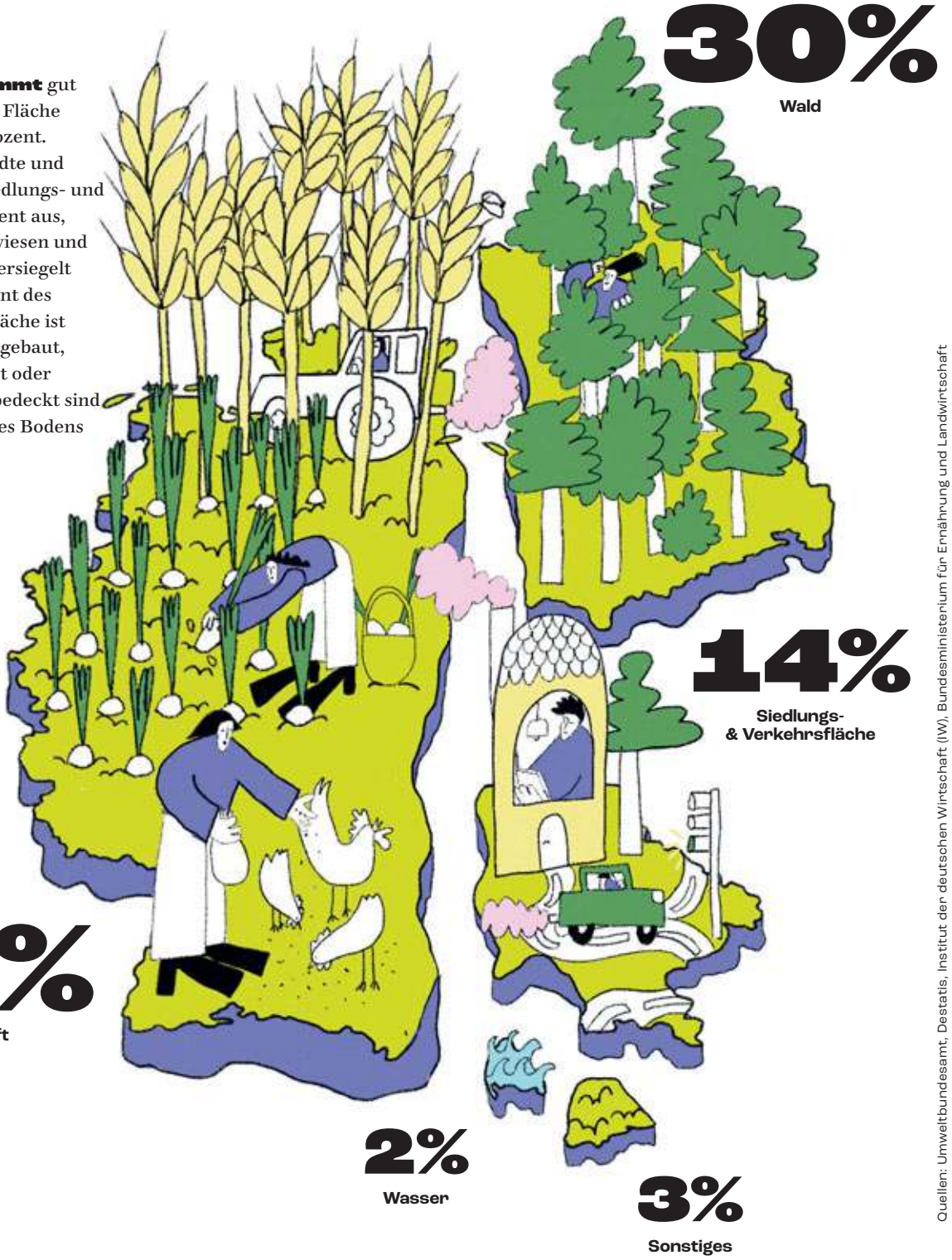
Langsame, kräftige Züge halten mich in der Luft. Vorbei an Bergen, dem Hochkalter und dem Watzmann. Vorbei an weiß bedeckten Spitzen, ich atme tief ein. Unter mir endet die grüne Landschaft, eine Steilwand führt in die Tiefe. Ganz klein schwirrt da unten ein Hubschrauber. Dann sause ich in einer Schräglage gen Boden, das Röhren der Rotoren verklingt in der Ferne. Ich stürze schneller, halte mich parallel zur Bergwand. Ich fühle mich wie ein Kind, das zum ersten Mal mit dem Fahrrad einen steilen Berg hinunter rast. Ungebremst, frei, voller Adrenalin. Doch in den Gegenwind mischt sich ein Gefühl von Angst. Plötzlich tun sich dichte Wälder auf. Ich kreische, neige die Flügel, drehe mich um 180 Grad. Jetzt blicke ich auf Hügel, dazwischen eine Alm, ein See. Ich schwinge mich nach oben, am Horizont über den Wipfeln schwebt ein Heißluftballon. Felswände erheben sich neben mir. Auf und ab schlagen meine Flügel, es klingt, als atme ein Mensch tief ein und aus. Dann öffnet sich vor mir das Tal. Ich sehe den Watzmann in der Ferne. Ich gleite direkt darauf zu. Gleich bin ich da.

Ich lege die VR-Brille zur Seite und steige vom Flugsimulator. Verschwitzt, mit zittrigen Beinen, und: beflügelt. //

UNTER UNS

Wem gehört der deutsche Wald? Und wer hat wie viel Platz zum Wohnen? Fakten zum Boden, auf dem wir leben.

Landwirtschaft nimmt gut die Hälfte der gesamten Fläche Deutschlands ein: 51 Prozent. 30 Prozent ist Wald. Städte und Straßen machen als „Siedlungs- und Verkehrsfläche“ 14 Prozent aus, dazu zählen auch Spielwiesen und Friedhöfe. Tatsächlich versiegelt sind knapp sieben Prozent des Bodens, das heißt, die Fläche ist luft- und wasserdicht zugebaut, zum Beispiel mit Asphalt oder Gebäuden. Mit Wasser bedeckt sind lediglich zwei Prozent des Bodens in Deutschland.



Quellen: Umweltbundesamt, Destatis, Institut der deutschen Wirtschaft (IW), Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft

T: Dominik Kalus I: Rosa Viktoria Ahlers

Etwa vier von fünf Wohngebäuden in Deutschland sind Ein- oder Zweifamilienhäuser.

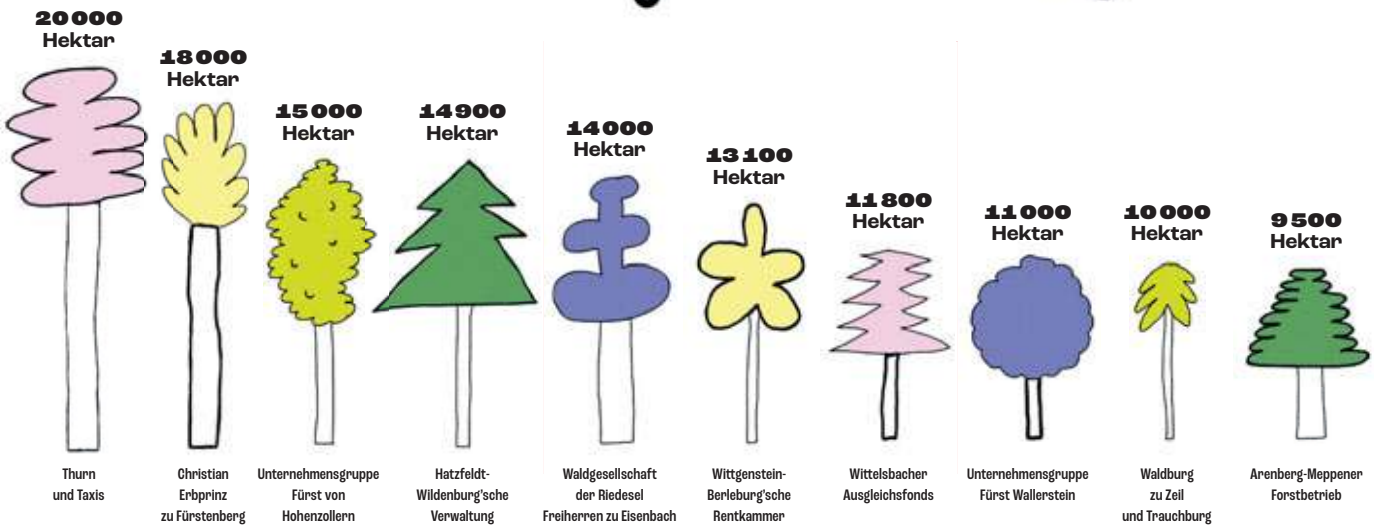
6,4 Millionen Menschen lebten in Deutschland 2019 in überbelegten Wohnungen. Das ist jede:r Achte:r in Deutschland.
Eine Wohnung gilt zum Beispiel als überbelegt, wenn das Wohnzimmer auch als Schlafraum dient, sich drei oder mehr Kinder ein Zimmer teilen oder zwei Geschwister im Teenageralter ein gemeinsames Zimmer haben.

Jede Minute wird in Deutschland eine Fläche verbraucht, die so groß ist wie ein typisches Einfamilienhaus mit Garten. Das bedeutet, dass landwirtschaftliche oder naturbelassene Räume anders genutzt werden, zum Beispiel zum Wohnungs- oder Straßenbau.

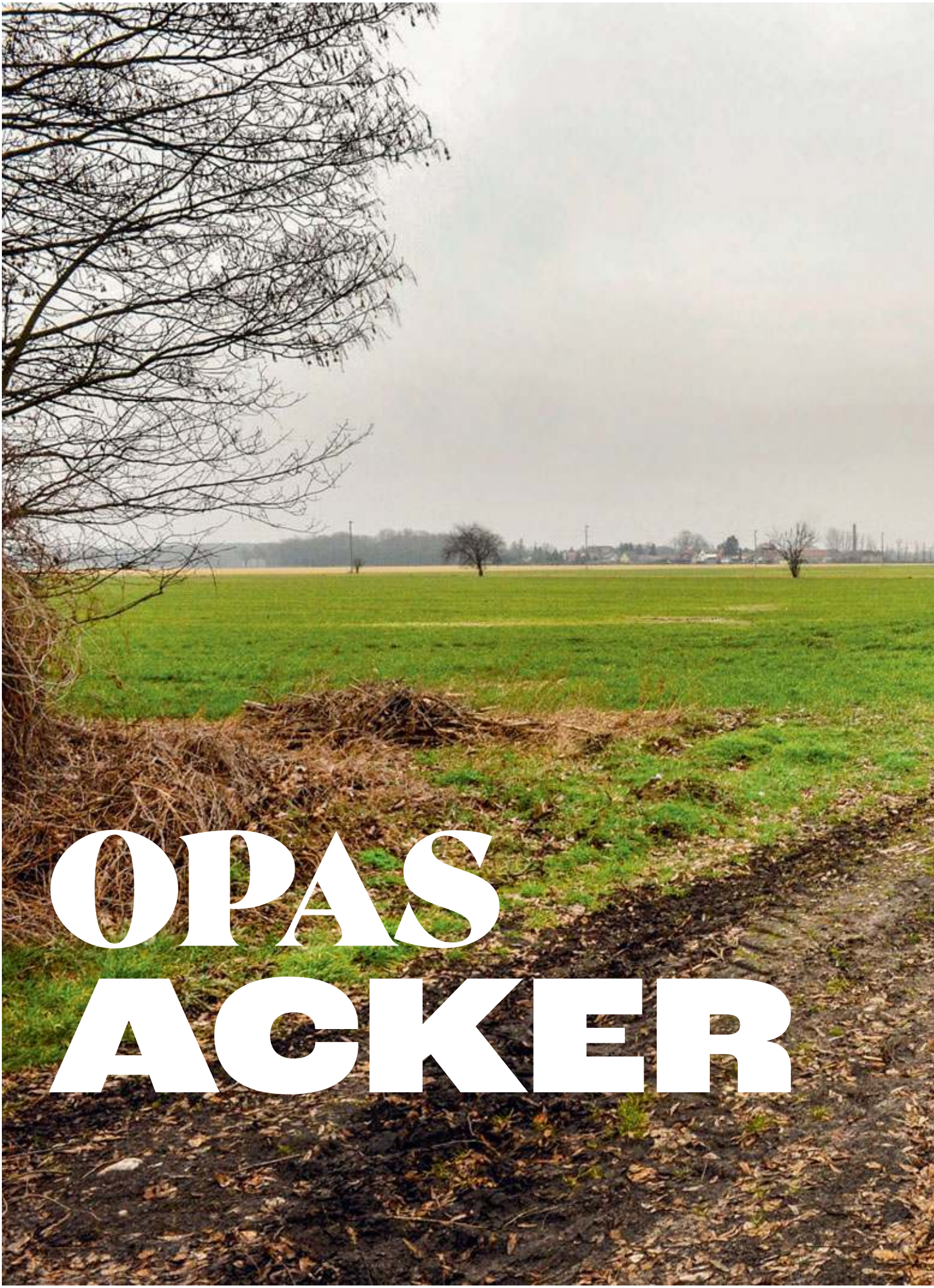
Für einen Euro bekommt man im Schnitt 0,0033 m² Bauland in Bayern, 0,0201 m² Bauland in Thüringen und in Berlin 0,0008 m² Bauland.

Etwa zwei Millionen Menschen in Deutschland besitzen Wald. Damit gehört die Hälfte des deutschen Walds Privatleuten. Sie besitzen im Durchschnitt 2,7 Hektar.

Die größte private Waldbesitzerin in Deutschland ist die Familie Thurn und Taxis. Ihr gehören schätzungsweise 20 000 Hektar Wald.



Quelle Waldbesitz: Schätzungen nach wald-prinz.de



OPAS ACKER

T: Rebekka Wiese F: Joachim Rehle

Was kann ein Stück Land schon erzählen? Manchmal mehr, als einem lieb ist. Die Familie unserer Autorin hat einen Acker in Brandenburg, lange wusste sie fast nichts darüber. Neun Hektar deutscher Boden und seine Geschichte.

Was hat dieser Flecken Erde mit ihrer Familie zu tun? Rebekka Wiese und ihr Acker

An einem trüben Bach hält das Auto an, Entengrütze verdeckt das Wasser. Ich blicke auf die Karte. Sind wir wirklich richtig? Hinter mir liegt der Feldweg, vor mir eine Wiese. Irgendwo hier muss es sein. Ich suche ein Stück Boden in Brandenburg: einen Acker. Das Grundstück gehört meiner Familie und doch weiß ich fast nichts darüber. Jetzt bin ich hier, weil ich erfahren will, welche Geschichte meine Familie und dieses Land verbindet. Und weil ich meinen Fuß darauf setzen will. Auf den Boden, den mein Großvater als junger Mann bewirtschaftete. Und zu dem er nach dem Krieg nie wirklich zurückkehrte.

Obwohl mein Großvater seit mehr als 16 Jahren tot ist, habe ich ihn noch genau vor Augen. Willi sagten alle zu ihm. Für mich war er Opa. Als ich auf die Welt kam, war er über 80 Jahre alt. Jahrgang 1909, drei Währungswechsel und zwei Weltkriege hat er erlebt. Ich war ein Opa-Kind, wir hatten ein besonderes Verhältnis zueinander, weil mich dieser kleine alte Mann so liebte. „Dein Opa hat dich angehimmelt“, sagt meine Mutter bis heute. Ich sehe ihn noch, wie er auf dem alten Sofa im Wohnzimmer sitzt, ein unsicheres Lächeln auf den Lippen. Auf mich wirkte er immer zerbrechlich, sanft, ein bisschen verloren, manchmal unfreiwillig komisch. Er roch nach Eukalyptusbonbons und machte jeden Tag Gymnastikübungen auf dem Boden vor dem Fernseher. Ich habe noch ein Foto von ihm, da ist er 94 Jahre alt und schlägt einen Purzelbaum.

Was Jahrgang 1909 auch bedeutet, verstand ich erst, als mein Großvater schon tot war. Bei den Reichstagswahlen im März 1933 war er 23 Jahre alt, in seinem Heimatwahlkreis erhielt die NSDAP 38,2 Prozent der Stimmen. Dass mein Großvater an der Front war, weiß meine Mutter von ihm, sonst fast nichts: „Er hat darüber nicht gesprochen.“ Es gab in meiner Familie nie den Versuch, sich das schönzureden, keine Geschichte vom Widerstand, die man sich so sehr gewünscht hätte. Mein Großvater war Leutnant der Reserve. Es spricht alles dafür, dass er die nationalsozialistische Ideologie getragen und unterstützt hat. Meine Mutter hatte ein schwieriges Verhältnis zu ihren Eltern. Es wurde erst besser, als ich auf die Welt kam. Manchmal sei es ihr so vorgekommen, als habe mein Großvater etwas gutmachen wollen, hat meine Mutter mal gesagt.

Für mich ist es unmöglich, die Erinnerung an meinen Opa mit dem Nationalsozialisten zusammenzubringen, der er gewesen sein muss.

An einem Sonntag im Februar fahre ich mit meinen Eltern nach Lüdersdorf. An der Gaststätte am Ortsrand wartet Bernd Lehmann auf uns. Er ist so etwas wie der Chronist des Dorfes, ein Geschichtensammler. Und er kennt sich hier aus. Er soll uns zum Acker führen. >

Ich denke an meinen Opa und die Purzelbäume. Ist es möglich, dass das alles derselbe Mensch ist?

Dass mein Opa aus Brandenburg stammt, war mir lange nicht klar. Ich wurde in Berlin geboren, drei Jahre nach dem Mauerfall. Meine Eltern kommen aus Nordrhein-Westfalen. Ostdeutschland kam in meiner Familiengeschichte nicht vor. Über viele Jahre hat niemand über den Acker in Brandenburg gesprochen. Dabei verbindet er mich mit den großen Themen, die das vergangene Jahrhundert in Deutschland geprägt haben: Zweiter Weltkrieg, deutsche Teilung, Wende. Eine ziemlich gewöhnliche deutsche Familiengeschichte, eine schmerzhafte. Hätte ich geahnt, wie schwer es ist, von diesem Stück Boden in Brandenburg zu erzählen – vielleicht hätte ich nie damit begonnen.

Meine Mutter, Heidrun Wiese, hat den Acker von ihrem Vater geerbt. Wenn sie davon spricht, sagt sie immer „der Acker“, dabei handelt es sich um mehrere kleine Grundstücke, Felder, Wiesen, junge Bäume. Der Acker gehört einer Erb:innengemeinschaft, meine Mutter ist eine von drei gemeinsamen Erb:innen. Das bedeutet: Jeder Vertrag braucht drei Unterschriften, sonst kommt er nicht zustande. „Anfangs war das nicht so einfach“, sagt meine Mutter, „die Familie war ja völlig zerstritten.“

Mein Großvater ist in Lüdersdorf geboren, einem kleinen Ort in Brandenburg. Er war Kleinbauer, der Familie gehörten ein kleiner Hof, ein paar Felder. Das Land hätte mein Großvater übernehmen sollen. Doch dazu kam es nie: Nach dem Krieg kehrte er nicht nach Brandenburg zurück, erzählt meine Mutter. „Da droht dir das Kriegslager“, soll sein Vater ihm gesagt haben. Brandenburg lag nun in der Sowjetischen Besatzungszone. Deswegen zog mein Großvater ins Sauerland, wo er bei einem Heimaturlaub 1943 eine junge Kellnerin kennengelernt hatte, die er noch während des Kriegs heiratete: meine Großmutter.

Etwas zerbrach, als mein Großvater nicht nach Lüdersdorf zurückkehrte. 1948 starb sein Vater an Krebs. Und seine Familie habe erwartet, dass mein Großvater nach dessen Tod wiederkomme, sagt meine Mutter: „Ich glaube, er war zu feige.“ Die Familie in Lüdersdorf bestand plötzlich aus drei Frauen: Frieda, die jüngere Schwester meines Großvaters, seine Mutter und die zehnjährigen Hannelore, seine Nichte. Hannelores Vater, der Bruder meines Großvaters, war kurz nach dem Krieg gestorben, ihre Mutter auch. Deshalb lebte das Mädchen bei ihren Großeltern. Aber nach dem Krebstod des Großvaters wurde das schwieriger.

Dass mein Großvater Willi sie in dieser Situation im Stich ließ, habe ihm seine Schwester nie verziehen, sagt meine Mutter: „Die war bis zum Schluss sauer auf ihn.“ Mein Großvater entschied sich gegen seine Familie und für Westdeutsch-

Lange dachte unsere Autorin, ihre Familie stamme aus dem Sauerland. Dann erfuhr sie vom Acker in Brandenburg

Rebekka Wieses Großvater kehrte einmal nach Lüdersdorf zurück. Er fühlte sich dort nicht mehr willkommen

land. Trotzdem erbte er das Land seines Vaters, gemeinsam mit seiner Schwester Frieda und Hannelore, der Nichte.

Ab 1949 lag der Lüdersdorfer Acker plötzlich in einem anderen Staat, der Deutschen Demokratischen Republik, der DDR. Und einige Jahre später, ab 1961, hinter der Mauer, wo immer mehr Grundeigentümer:innen ihr Land abgeben mussten.

In ihren Unterlagen hat meine Mutter einen alten Grundbuchauszug aufgehoben, datiert auf den 22. Oktober 1990, die Spalten in Frakturschrift. Auf diesen Blättern steht, wem der Acker damals, wenige Wochen nach der Wiedervereinigung, offiziell gehörte. In der linken Spalte sind die Mitglieder der Erb:innengemeinschaft festgehalten, drei Namen müssten es sein. Der meines Großvaters steht ganz unten. Oben lese ich den Namen von Frieda M., der Schwester. Und dazwischen müsste Hannelore Pankow stehen, der Name der Nichte. Aber die drei Zeilen sind mit einem fetten Strich unleserlich gemacht. Eine Schwärzung.

Das kann ich mir nicht erklären. Schließlich war es mein Großvater, der die DDR verließ, nicht Hannelore. Dachte ich.

„Hannelore hat für ein paar Jahre bei uns gelebt“, sagt meine Mutter, als müsse ich das wissen. Sie würde protestieren, wenn ich schreibe: Das höre ich zum ersten Mal. Sie würde sagen: „Das wusstest du doch.“ Was stimmt: Während ich mit meiner Mutter spreche, fügen sich bekannte Namen und Anekdoten, die ich nie einordnen konnte, langsam zu einer Geschichte zusammen.

Es war 1953, als Hannelore aus der DDR ins Sauerland kam. Meine Mutter war gerade ein Jahr alt. An eines kann sie sich trotzdem noch erinnern: Ihre Mutter habe das Mädchen nicht leiden können, wie alles, was mit Lüdersdorf zusammenhing: „Ich glaube, die hatte ihr Leben lang Angst, dass ihr Willi doch zurückgehen könnte.“ Ein Jahr wohnte die nun 15-jährige Hannelore bei meinen Großeltern, dann zog sie in ein Kinderheim, arbeitete dort gegen Kost und Logis. Meine Mutter klingt bitter, wenn sie davon erzählt. Wie oft, wenn sie von ihrer Kindheit spricht.

Ich denke an meinen Opa, an die Purzelbäume und seine ganze Liebe. Ist es möglich, dass das derselbe Mensch ist? Ich frage mich, ob ihm diese Erzählung gerecht wird. Ob man irgendwie verstehen kann, weshalb ich an ihm hänge. Trotz allem. Ob mich das zu einem schlechteren Menschen macht. Und mit welchem Recht ich von einer Familie erzähle, die nicht nur meine ist.

Ich denke an die Menschen, über die ich schreibe und die ich nichts mehr fragen kann – Frieda, Hannelore, meinen Großvater. Natürlich will ich aufschreiben, wie es war. Das Problem ist nur: Tote kann man nicht fragen, was sie heute sagen würden. Mir bleibt nur die Erzählung meiner Mutter, ein paar alte Grundbuchauszüge und der Acker in Lüdersdorf.

Mit einem Kleinbus fährt Bernd Lehmann, der Dorfchronist, voraus. Meine Eltern und ich folgen mit dem Auto. Es geht raus aus dem Dorf, über Feldwege. Vor uns liegt die flache Landschaft: Äcker, Felder, Windkraftwerke. Brandenburg.

„Dein Großvater war im Herzen immer Bauer“, sagt meine Mutter, als wir darüber sprechen, wie er Lüdersdorf verließ. Im Sauerland war er Fabrikarbeiter. Mein Großvater sprach nie über seine Gefühle, redete wenig von sich. Aber zu meinem Vater soll er mal gesagt haben, er sei sich im Sauerland immer wie ein Fremder vorgekommen. Fast 60 Jahre hat er dort gelebt.

Als die Mauer fiel, wollte mein Großvater sein Land zurückhaben. Es kann ihm nicht ums Geld gegangen sein, bis heute ist das Grundstück kaum etwas wert. Und trotzdem wollte er die Rückübertragung, unbedingt. Dabei entdeckte meine Mutter, dass Hannelore aus dem Grundbuch gestrichen worden war. Inzwischen weiß ich: Die Schwärzung war ein historischer Zufall. Nach dem Krieg wurden zunächst nur Großgrundbesitzer:innen und Kriegsverbrecher:innen enteignet. Und dann gab es eine kurze Zeit, in der die DDR besonders hart gegen Bäuer:innen vorging, die versuchten, das Land zu verlassen. Wer in dieser Zeit, von Mitte 1952 bis Mitte 1953, ging oder gegen Gesetze verstieß, konnte sein Land verlieren. In diesen Monaten wurde Hannelore ins Sauerland geschickt.

Weil mein Großvater 1990 noch immer im Grundbuch stand, war es nicht schwer für meine Mutter, das Grundstück ihres Vaters zurückzubekommen. Es gehörte ihm noch immer. Und meine Mutter nahm in dieser Zeit nach vielen Jahrzehnten zum ersten Mal wieder Kontakt zu Hannelore auf: „Für mich war klar, dass sie natürlich noch immer Teil der Erbengemeinschaft ist.“ So erhielt Hannelore ihr Erbe zurück. Frieda, die Schwester meines Großvaters, ist inzwischen gestorben, mein Großvater und sie haben sich nie versöhnt. Wegen des Ackers hat meine Mutter Kontakt mit Friedas Enkel, spärlich, aber freundlich. Er hat gebeten, nicht den vollen Namen seiner Großmutter in diesem Text zu nennen.

Der Acker ist heute an eine Agrargenossenschaft verpachtet. Zum Erbe, das erfahre ich erst jetzt, zählte auch das Haus, in dem mein Großvater geboren wurde. Die Erbengemeinschaft ließ es verkaufen, viel war es nicht wert, kurz nach der Wende. Einmal habe mein Großvater es noch sehen wollen. Meine Mutter erinnert sich an die Blicke der Nachbar:innen, als sie mit ihrem alten Vater im Garten des Hauses stand: „Na, Willi, auch mal wieder hier?“, riefen sie über den Zaun. Meine Mutter spürte damals, dass ihr Vater in Lüdersdorf nicht mehr willkommen war.

Wir steigen an einer schlammigen Wiese aus, unter meinen Füßen schmatzt das Wintergras. Ich bleibe stehen. Diesen Boden muss mein Großvater als junger Mann bewirtschaftet haben, denke ich und blicke über das leere Feld. Mehr hat mir dieses Land vielleicht gar nicht zu erzählen: dass man Vergangenheit zwar kennen, aber nie sehen kann. //

WIE BIST DU DA RAN GEKOMMEN?

Bezahlbar, schön, gut gelegen: die perfekte Bleibe. Nur wie findet man die? Hier erzählen Menschen, wie ihr Name ans Klingelschild kam.

REBAR BARZNJI

Man hört ja immer Geschichten, dass Vermieter ihre Wohnung nicht an Menschen mit Migrationshintergrund geben wollen. Bei mir war das nicht so. Ich habe etwa einen Monat lang gesucht und hatte am Ende sogar mehrere WGs in Regensburg zur Auswahl. Vorher habe ich zwei Jahre in einer Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete gewohnt. Damit ich da ausziehen konnte, musste ich eine Liste von der Ausländerbehörde abarbeiten. Zum Beispiel sollte ich nachweisen, dass die Probezeit meiner Ausbildung abgeschlossen war.

SANDRA DUFFE

Ich habe übergangsweise bei einer Freundin gewohnt, weil ich mich gerade getrennt hatte. Ich musste nur dazu schreiben: Ich bin Anfang 30, single, verbeamtet auf Lebenszeit, und ich wurde eingeladen. Ich hatte da nie Probleme. Meine Wohnung im Essener Süden habe ich auf Immoscout gefunden. Ich habe die Hausverwaltung angeschrieben und direkt eine Antwort bekommen. Drei Tage später hatte ich den Mietvertrag.

STEFANIE BUCHNER-IALÖZ

Zwei Jahre lang haben wir nach etwas Bezahlbarem im Landkreis Eichenau bei München gesucht und hatten alle zwei Wochen mindestens eine Besichtigung. Vielen Vermietern hat nicht gefallen, dass mein Mann Türke ist. Wir haben auf Ebay-Kleinanzeigen eine Anzeige aufgegeben und reingeschrieben, dass mein Mann erst zwei Jahre in Deutschland ist, dass ich in Elternzeit bin, wir drei Kinder haben. Alles mögliche, auch Familienfotos. Dann hat sich eine Vermieterin bei uns gemeldet. In diesem Sommer ziehen wir in ihr Haus.

JESSICA ECKERT

Mein Mann und ich haben eher aus Zufall bei uns in Glött nach freien Grundstücken gefragt. Wir konnten uns eines aussuchen und wussten sofort, welches wir wollten. Dem Bürgermeister war nur wichtig, dass wir aus Glött kommen. Wir haben zwar auch Zugezogene, die jetzt ein Grundstück gekauft haben. Aber wenn man es genau nimmt, bekommen immer die zuerst einen Grundstück, die aus dem eigenen Dorf sind oder ich sage mal: die man kennt. Kann ich verstehen, die wollen ihre eigenen Leute dahaben.

LEIA KLABUNDE

Ich habe noch bei meinen Eltern gewohnt und wollte ausziehen. Erst habe ich WGs gesucht. Das hat alles nicht geklappt. Dann habe ich einen Tweet abgesetzt: Ich suche eine Wohnung in Berlin, nicht zu weit außerhalb. Das habe ich über Monate retweetet. Irgendwann hat ein Mädel mir geschrieben, dass eine Freundin von ihr eine Nachmieterin suchen würde. Ich habe die Wohnung besichtigt und dann hat alles schnell geklappt.

Fotos: unsplash/Bennard Hermant, unsplash/theblowup, unsplash/James Sutton, pexels/cottonbro, flickr/Ivan Radic, flickr/tonal decay, flickr/Martin Abegglen v

MEL RITTER

Im Studierendenwohnheim habe ich meine jetzige Mitbewohnerin kennengelernt. Wir mussten gleichzeitig raus, weil man dort nur eine bestimmte Semesterzahl wohnen darf. Ungefähr zur gleichen Zeit hat ihr Vater geerbt und beschlossen: das geerbte Geld steckt er in eine Wohnung in Berlin. Wir konnten sie mit auswählen – eine Wohnung in Berlin-Wedding. Ich konnte dann als Anhängsel mit.

CHRISTOPHER ILLNER

Wir haben drei Jahre lang in Hamburg gesucht und waren bei unzähligen Besichtigungen. Aber sobald man anspricht, dass man ein Kind mit Behinderung hat und einen Hund, hagelt es nur Absagen. Wir können höchstens im ersten Stock wohnen, weil mein Sohn nicht gut Treppen steigen kann. Unsere Wohnung haben wir nur gekriegt, weil meine Schwägerin eine Etage tiefer eingezogen ist und den Vermieter angesprochen und ein gutes Wort für uns eingelegt hat.

ANUSH M. AMAN

Da, wo ich jetzt wohne, hat vorher ein Freund von mir gewohnt. Als er mit seiner Freundin zusammengezogen ist, habe ich die Chance genutzt und bin hier eingezogen, in Rostock direkt in die Innenstadt. Ich bin 2015 als Geflüchteter nach Deutschland gekommen und mein Aufenthaltstitel ist noch nicht geklärt, deshalb war die Suche schwer. Mein jetziger Vermieter hat aber gesagt, dass ihm das egal sei, hauptsache ich würde die Miete pünktlich zahlen. Dann habe ich gesagt: Ja klar, das mache ich.

ANNA LENA SACHAU

Ich habe ein Dreivierteljahr gesucht und war in dieser Zeit immer nur zwischengeparkt. Ich habe bei WG-Gesucht reingestellt, dass ich eine Wohnung suche. Ich habe einen formellen Text geschrieben, in dem ich mich auf das Wesentlichste konzentriert habe. Dazu habe ich einen Rap-Song für potentielle Vermieter aufgenommen. Dann hat meine Vermieterin sich gemeldet.
Ob der Song jetzt ausschlaggebend bei der Suche war, weiß ich nicht.

SARAH HILDENHAGEN

Ich bin bei Howoge, einer großen Hausverwaltung in Berlin, vorbeigegangen. Wie es der Zufall wollte, muss kurz vorher die Wohnung, in der ich heute wohne, gekündigt worden sein. Ich habe der Vormieterin auf Whatsapp geschrieben und wir haben eine Besichtigung ausgemacht. Wir haben ein Sektchen getrunken. Kurz dachte ich, ich kriege die Wohnung nicht, weil ich einen Wohnberechtigungsschein für eine Ein-Zimmer-Wohnung hatte und die Wohnung eineinhalb Zimmer hat. Ich musste dann heulen und die Mitarbeiterin der Howoge hat gesehen, dass mir die Wohnung wirklich wichtig ist. Durch den Mietendeckel zahle ich sogar noch zehn Euro weniger im Monat.

VERENA FENTROSS

Ich habe mich gerade getrennt und muss eine Wohnung finden, aber ich kriege einfach nichts. Seit Januar wohne ich immer wieder bei Freunden, habe auch schon auf einem Dachboden geschlafen. Aus gesundheitlichen Gründen muss ich in Düsseldorf bleiben und brauche eine eigene Wohnung. Dazu kommen noch die Bedingungen vom Jobcenter. Ich finde viel, was zu den Kriterien passen würde, aber die Vermieter haben oft Vorurteile. Deshalb schreibe ich nicht gleich dazu, dass ich seit der Pandemie Hartz IV kriege, dann werde ich wenigstens auf Besichtigungen eingeladen. Ich bin eine zuverlässige Mieterin, mit oder ohne Hartz IV. //

Vier Jungpolitiker:innen, zwei Würfel und eine Frage: Wie retten wir den deutschen Wohnungsmarkt?

KAMPF UM DIE SCHLOSS-ALLEE

T: Lukas Haas und Katharina Koerth F: Lukas Haas

Straßen und Häuser kaufen, Miete kassieren, den Profit maximieren: Bei Monopoly gewinnt, wer seine Mitspieler:innen ruiniert. Schon Kinder lernen so, mit Grund und Boden zu spekulieren. Das ideale Spiel, um über Wohnungspolitik zu streiten.

Dazu treffen sich vier junge Politiker:innen per Videochat. Am virtuellen Tisch sitzen Manon Luther (Jusos), Sarah-Lee Heinrich (Grüne Jugend), Jens Teutrine (Junge Liberale) und Johannes Volkmann (Junge Union). Sie werden Monopoly miteinander spielen – über eine App auf ihren Smartphones. Wer löst das Mietenproblem? Wer geht pleite? Und wer hat ein Konzept für die Zukunft?

Sarah-Lee Heinrich würfelt in der ersten Runde eine Sieben und zieht direkt auf ein Ereignisfeld. „Rücke vor bis auf Los und ziehe 200 Euro ein", liest sie vor und lacht. Johannes Volkmann ist dran, er würfelt eine Vier und muss 200 Euro Einkommensteuer zahlen.

Jens Teutrine: Ah, Steuern! Toll. Gerade die Grunderwerbsteuer ist ein großes Problem auf dem Wohnungsmarkt. Sie verteuert die Baunebenkosten.

Manon Luther: Das war gleich der Sprung zum kleinsten Problem. Das größte sind die exorbitanten Mieten, insbesondere in Städten.

Seht ihr das auch so, Sarah und Johannes?

Sarah-Lee Heinrich: Ja, Wohnen ist teuer geworden. Wegen der hohen Mieten rutschen Menschen in Armut oder werden aus Wohnungen und ihrem sozialen Umfeld verdrängt. Das sollte nicht sein.

Johannes Volkmann: Es gibt viel Nachfrage und zu wenig Angebot auf städtischen Wohnungsmärkten. Hier würde ich ansetzen. In Deutschland sind die Baukosten zu hoch, die Bautätigkeit ist zu stark reguliert. Das beschränkt die Fläche, die bebaut werden kann.

Jens Teutrine: Ja, aber 1,5 Millionen Wohnungen könnten durch Dachgeschossausbau und -aufbau deutschlandweit gebaut werden, wenn zum Beispiel weitere Stockwerke auf einen Supermarkt gesetzt werden. Aber es gibt mehr als 20 000 Vorschriften und Anforderungen für das Bauen. Das macht es kompliziert und teuer.

Manon Luther ist dran und würfelt. Ein Ereignisfeld. Sie zahlt 50 Euro Schulgeld. Sarah-Lee Heinrich ist als nächste an der Reihe und kauft die Wiener Straße.

Manon Luther: Die Frage ist doch: Wer baut und für wen? Private Investoren bauen Wohnungen, deren Miete teil- >

Collage: Lukas Haas, Ruben Schaar und Luisa Thomé

Bei Monopoly treten gegeneinander an: Manon Luther (Jusos), Jens Teutrine (Junge Liberale), Sarah-Lee Heinrich (Grüne Jugend) und Johannes Volkmann (Junge Union)

weise über 60 Prozent des Einkommens der Mieter kostet. Für mich bedeutet Wohnen, ein Dach über dem Kopf zu haben. Warum sollten andere damit Geld verdienen?

Jens Teutrine landet auf Sarah-Lee Heinrichs Schillerstraße und zahlt 22 Euro Miete. Eine Runde später muss er ins Gefängnis. Es läuft nicht gut für ihn.

Sarah-Lee Heinrich, 19, ist im Bundesvorstand der Grünen Jugend und Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen. Sie studiert in Köln und wohnt in einem Studierendenwohnheim in der Innenstadt. In zehn Jahren will sie in einer Wohnung etwas außerhalb der Stadt zur Miete leben, mit einem Garten für eine Katze.

„Wenn es so wäre, dass ein Großteil der Menschen sich den Einkauf im Supermarkt nicht mehr leisten könnte – mit Sicherheit würde der Staat eingreifen“

MANON LUTHER

Sarah-Lee Heinrich: Es ist kein Widerspruch, mehr zu bauen und dafür zu sorgen, dass damit kein Profit gemacht wird. Wohnen wird teurer, wenn neben Sanierung und Instandhaltung noch Profite rausspringen müssen.
Johannes Volkmann: Ich sehe das anders. Natürlich sollte der Staat einen Grundsockel an günstigem Wohnraum schaffen. Aber private Akteure sind wichtig! Gewinnstreben ist der effektivste Treiber in der Bereitstellung von Gütern. Niemand saniert eine Wohnung, wenn man damit nichts verdient.
Sarah-Lee Heinrich: ...ein gutes Argument dafür, dass die Vermietung von Wohnraum nicht profitorientiert sein sollte. Es ist gefährlich, wenn der Zugang zu Grundbedürfnissen von Profiten abhängt.

Der Dinosaurier betritt den Opernplatz. Es ist Johannes Volkmanns Spielfigur, er kauft den Platz. Manon Luther geht über Los und bekommt 200 Euro, plus 50 Euro Dividende dank eines Ereignisfelds.

Jens Teutrine: Seid ihr dann auch für eine staatliche Nahrungsproduktion?
Manon Luther: Das ist ein mieses Beispiel.
Jens Teutrine: Also Essen, finde ich, ist ein Grundbedürfnis.

Manon Luther: Wenn es so wäre, dass ein Großteil der Menschen sich den Einkauf im Supermarkt nicht mehr leisten könnte – mit Sicherheit würde der Staat eingreifen. Grund und Boden sind beschränkte Güter, man kann sie nicht produzieren. Der Staat hat in den vergangenen 20 Jahren viel Grund und Boden in den Innenstädten an private Investoren verscherbelt. Das muss jetzt teuer zurückgekauft werden, um Menschen ihren Platz in der Stadt zu sichern.
Johannes Volkmann: Es gibt keinen Anspruch gegenüber dem Staat, dort zu leben, wo man leben will. Ich halte es für ein uneinlösbares Versprechen zu sagen: Jede Straße in Deutschland muss für jeden Menschen bezahlbar sein.
Manon Luther: Jeder sollte sich dazu entscheiden können, in einer Stadt zu leben. Und das Wohnen sollte dort bezahlbar sein. Das Thema ist zu grundsätzlich, um zu sagen: Der Markt, der macht's.

Johannes Volkmann, 24, ist Mitglied der Jungen Union und der CDU. Er ist der Enkel von Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl und leitet ein Abgeordnetenbüro im Europaparlament. Deshalb wohnt er im Moment an zwei Orten, in Brüssel und im hessischen Lahnau. In Zukunft will er in einem Einfamilienhaus wohnen – „mit Jägerzaun, Hochbeet und Gartenzwerg“.

Sarah-Lee Heinrich bietet Jens Teutrine an, ihren Hauptbahnhof gegen seine Goethestraße zu tauschen. Er lehnt ab und kauft sich aus dem Gefängnis frei. Er würfelt und muss Manon Luther Miete zahlen.

Johannes, du hast gesagt, dass nicht jeder Wohnort bezahlbar sein kann. Was sagst du Menschen, die seit 20 Jahren in ihrem Viertel wohnen, wenn sie von den Zugezogenen mit den MacBooks vertrieben werden?
Johannes Volkmann: Gute Frage. Die Bewahrung der eigenen Heimat ist ein

Manon Luther, 25, ist stellvertretende Bundesvorsitzende der Jusos und SPD-Mitglied. Aktuell wohnt sie in einer Wohngemeinschaft in Berlin und profitiert vom Mietendeckel. Sie kann sich vorstellen, in Zukunft in einer Eigentumswohnung zu leben, schließt aber aus, Profit mit Wohneigentum zu machen.

wichtiges Thema für Konservative. Mietpreissteigerungen und Gentrifizierung verhindern wir effektiv nur durch eine Erhöhung des Angebots an Wohnraum.

Das sagt sich leicht, aber der Platz in den Städten ist begrenzt.
Johannes Volkmann: Das kann man lösen, durch Nachverdichtung und indem man den Ballungsraum selbst erweitert und gut ans Zentrum anbindet.

Sarah-Lee Heinrich kauft die Schlossallee, die teuerste Straße im Spiel.

„Die Mietpreisbremse gehört nicht zu den Projekten, auf die ich als CDU-Mitglied stolz bin“

JOHANNES VOLKMANN

Jens Teutrine: Der Staat sollte Menschen unterstützen, damit sie sich Wohnraum leisten können. Aber dass der Staat jetzt alles baut, das will ich nicht.
Sarah-Lee Heinrich: Ich sehe das anders. Wenn die Mieten steigen, kann man entweder Sozialleistungsempfängern mehr Geld geben – Steuergeld, Jens – damit sie sich ihre Wohnung weiter leisten können. Oder man sorgt dafür, dass die Wohnung nicht so teuer wird.

Johannes Volkmann muss erneut Steuern zahlen. Manon Luther kommt auf ein Ereignisfeld und zahlt zum zweiten Mal Schulgeld. In der nächsten Runde kauft sie die Seestraße. Damit ist sie die erste, die drei Straßen einer Farbe besitzt – die erste Großgrundbesitzerin.

Manon Luther: Ich würde gerne Häuser bauen.
Jens Teutrine: Aber bitte selbst nutzen und nicht deine Profite maximieren. Sarah hat nur noch 700 Euro, das wäre nicht fair.
Sarah-Lee Heinrich: Ach scheiße, ich habe nur noch 700 Euro? *(lacht)*

Manon Luther baut drei Häuser.

Manon Luther: Ich werde das Wohngeld anpassen, da müsst ihr euch keine Gedanken machen.

Seit 2015 gilt in vielen Städten eine Mietpreisbremse. Wenn Mieter:innen in eine bestehende Wohnung einziehen, darf die Miete maximal zehn Prozent über der ortsüblichen Vergleichsmiete liegen. Was haltet ihr davon?
Manon Luther: Die Absicht der Mietpreisbremse ist richtig, aber sie funktioniert nicht gut genug. Der Mietendeckel in Berlin ist effektiver. Er friert die Bestandsmieten ein und senkt zu hohe Mieten. Wir Jusos wollen einen bundesweiten Mietendeckel.

Wie siehst du das, Johannes?
Johannes Volkmann: Die Mietpreisbremse gehört nicht zu den Projekten, auf die ich als CDU-Mitglied stolz bin. Der Mietendeckel macht dieses schlechte Konzept noch schlechter. Er macht die Stadt kaputt. In Berlin ist die Zahl der bewilligten Neubauten gesunken und es wird weniger in den Erhalt der Bausubstanz investiert.
Sarah-Lee Heinrich: So etwas passiert, wenn Wohnraum privatwirtschaftlich organisiert ist. Den Mietendeckel finden wir von der Grünen Jugend gut.

Jens Teutrine mustert das Spielfeld.

Jens Teutrine: Ich besitze übrigens am wenigsten Grundstücke, nur vier oder fünf. Ich habe kaum welche gekauft, weil ich die ganze Zeit nur bei euch lande und Miete zahlen muss.

Gute Gelegenheit, um Fan des Berliner Mietendeckels zu werden.
Jens Teutrine: Nein, der ist eine Bremse für Neubau. Das Ifo-Institut (Anm. d. Red. das Institut für Wirtschaftsforschung) hat ausgerechnet, dass durch die Maßnahme in Berlin deutlich weniger Mietwohnungen angeboten werden. Gleichzeitig wird zu wenig gebaut. Ich bin überrascht, dass sich Manon und Sarah sicher sind, dass der Staat das alles ausgleicht. Wenn ich mir staatliche Bauprojekte der letzten Jahre anschaue – Grüße an den Berliner Flughafen – ist das nicht die Lösung.

Zu viel Glück ist bei Monopoly nicht erlaubt: Sarah-Lee Heinrich muss ins Gefängnis, weil sie drei Pärsche hintereinander würfelt.

Manon Luther: Der Mietendeckel wirkt sich auf geschätzt 500 000 Berliner Wohnungen aus. Viele Menschen profitieren davon.
Jens Teutrine: Ich habe nicht gesagt, dass er nicht wirkt. Du sagst aber nichts zum Rückgang der angebotenen Wohnungen.
Manon Luther: Den hätte es in Berlin sowieso gegeben. Wohnungen werden nicht mal eben aus dem Boden gestampft, sondern lange geplant. Von daher ist es falsch, alles auf den Mietendeckel zu schieben. Er verschafft uns Zeit zum Bauen. Wir müssen in staatlichen und sozialen Wohnungsbau investieren.

Sarah-Lee Heinrich versucht zum zweiten Mal die Goethestraße von Jens zu ertauschen. Dieses Mal legt sie zum Hauptbahnhof das Wasserwerk drauf. Jens willigt ein. Manon Luther >

schaut aufs Spiel. Es läuft gut für sie. Die stellvertretende Juso-Vorsitzende kündigt an, in der nächsten Runde weitere Häuser zu bauen.

Johannes Volkmann: Vor allem die Überregulierung ist beim Bauen ein Problem. Wir haben in Deutschland strenge Flächennutzungspläne und einen noch strengeren Naturschutz. Man findet irgendwelche Buntschwänzigen Karpateniltisse und dann wird ein Projekt für einige Jahre eingestellt. Wir müssen angemessener abwägen zwischen bezahlbarem Lebensraum für Menschen und dem Naturschutz.

Johannes Volkmann macht Sarah-Lee Heinrich ein Angebot zum Straßentausch.

Sarah-Lee Heinrich: Was willst du, Johannes?
Johannes Volkmann: Ich will eine schwarz-grüne Koalition.
Sarah-Lee Heinrich: Ich nicht!
Johannes Volkmann: Ich auch nicht – nur hier bei Monopoly.
Sarah-Lee Heinrich: Johannes, dafür musst du mir mehr geben. Was hast du mir überhaupt zu bieten?
Johannes Volkmann: Ich lege noch einen Bahnhof drauf.
Jens Teutrine: Lieber nicht tauschen als falsch tauschen.
Sarah-Lee Heinrich: Boah Johannes, das ist einfach ein mittelmäßiges Angebot. Ich muss da nochmal drüber nachdenken.
Johannes Volkmann: Verhandeln könnt ihr Grünen ja.

„Wenn der Staat sagt, dass Enteignungen eine Option sind, übt das Druck auf Wohnungsunternehmen aus“

MANON LUTHER

Sarah-Lee Heinrich kommt auf ein Ereignisfeld. Die Bank hat sich zu ihren Gunsten geirrt und zahlt ihr 200 Euro.

In Berlin fordert die Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen, dass der Senat große Wohnungsunternehmen verstaatlichen sollte. Dafür müsste das Land den Unternehmen vermutlich eine Entschädigung zahlen. Was haltet ihr davon?
Manon Luther: Im Grundgesetz steht, dass Eigentum verpflichtet. Wenn der Staat sagt, dass Enteignungen eine Option sind, übt das Druck auf Wohnungsunternehmen aus. Sie müssen dann gut mit ihren Wohnungen umgehen.
Jens Teutrine: Bei den angedrohten Enteignungen in Berlin geht es aber um Wohnungen, deren Bestandsmieten zum Teil unter dem Mietpreisspiegel liegen. Für Bestandsmieter würde sich nichts ändern. Das Land Berlin würde für solche Wohnungen 36 Milliarden Euro ausgeben ...

... die höchste Schätzung der Entschädigungssumme für die Wohnungsgesellschaft Deutsche Wohnen, wenn sie enteignet würde.
Jens Teutrine: Das Geld kann man besser investieren.
Johannes Volkmann: Eigentlich müsste das Ganze Deutsche Wohnen Ausbezahlen heißen. Wir zahlen Milliarden an Entschädigung an einen Großkonzern, der das Geld im Zweifel dann an seine Aktionäre ausschüttet.

Jens Teutrine, der liberale Jungpolitiker, kommt auf ein Ereignisfeld und zieht eine Beratungsgebühr von 25 Euro ein.

Sarah-Lee Heinrich: Das hört sich an, als seien da Politiker, die Lust hätten, Geld auszugeben und nicht eine Bevölkerung, die die Schnauze voll hat. Das ist kein Gesetzesentwurf, sondern ein Volksbegehren. Ich finde es demokratisch, dass man als Gesellschaft die Möglichkeit hat, Stopp zu sagen.
Manon Luther: Jens und Johannes, ihr argumentiert innerhalb des Systems – wir sagen, das Problem ist der private Profit.
Johannes Volkmann: Das Problem der hohen Mieten ist komplex und Deutsche Wohnen Enteignen tut so, als gäbe es eine einfache Lösung. Das ist billiger Populismus.
Jens Teutrine: Außerdem klingt es in der Theorie schön, zu sagen, „wir müssen das System infrage stellen“. Aber das hier ist kein linkes Theorieseminar, sondern die Realität.
Sarah-Lee Heinrich: Ich finde es legitim, in einer Gesellschaft darüber zu diskutieren, ob man Wohnraum künftig nicht mehr marktwirtschaftlich organisieren will. Es ist entpolitisierend, zu sagen, man muss immer mit dem umgehen, was da ist.

Nach zwei Stunden steht fest: Jens Teutrine landet mit einem Vermögen von 2652 Euro auf dem letzten Platz. Johannes Volkmann wird mit 2861 Euro Dritter. In der Politik setzen beide auf privaten Wohnungsbau, um die Krise zu lösen. Im Spiel haben sie kein einziges Haus gebaut. Manon Luther will den Profit aus Immobilien einschränken, im Spiel besitzt sie am Ende des Abends sechs Häuser. Sie ist mit 2903 Euro Zweite. Sarah-Lee Heinrich gewinnt mit 3069 Euro. Sie hat drei Häuser gebaut. Niemand hat gefordert, sie zu enteignen. //

Jens Teutrine, 27, ist Bundesvorsitzender der Jungen Liberalen und FDP-Mitglied. Er studiert Philosophie und Sozialwissenschaften in Bielefeld und wohnt in einer Fünfer-WG. Sollte er im Herbst in den Deutschen Bundestag einziehen, braucht er eine Zweitwohnung in Berlin.

Berlin

Münster

Erlangen

SIE KREIDEN AN

Frauen wird hinterhergepfiffen, -gehupt, -gerufen und gedroht. Auf offener Straße. Jeden Tag. Aktivist:innen halten mit Kreide fest, was in ihren Städten passiert.
Lisanne Richter, 23, Catcalls of Hannover

Rostock

Göttingen

Was steckt hinter Catcalls of Hannover?
Kurz bevor ich die Instagram-Seite gestartet habe, wurde ich mal wieder gecatcalled. Ich dachte lange, dass Belästigung einfach dazugehört, wenn ich auf der Straße bin. Aber das ist falsch. Mit Catcalls of Hannover will ich darauf aufmerksam machen.

Warum Aktivismus auf der Straße?
Wir kreiden immer am Boden des Geschehens an, um den Ort zurückzuerobern. Betroffene werden dadurch sichtbar. Wir wollen, dass Leute darüber stolpern und sehen: Genau hier wurde jemand belästigt. Das kann überall passieren.

Welche Reaktionen bekommt ihr?
Verständnis und Unverständnis. Einige Männer belästigen uns sogar beim Ankreiden. Das Wichtigste ist aber, dass viele Menschen für einen Moment stehen bleiben, innehalten und verstehen, dass Catcalling ein ernsthaftes Problem ist. //

Emden

Bonn

Heidelberg

Kiel

Lüneburg

München

Frankfurt

Fotos: Instagram/@Catcallsof, NGO Chalk Back

T: Anika Freier und Nele Karsten

...TOD

Beton. Überall Beton. Auf Instagram, im Feuilleton: Beton. Brutalistische Architektur boomt. Sichtbeton ist Zeitgeist, moderner als in den Siebzigern. Doktor:innen-Kinder träumen sich plötzlich in den Plattenbau. Architekt:innen schwärmen davon. Doch der Betonkult ist blind. Beton ist eine tödliche Gefahr: Er versiegelt die Böden, macht Hitze in den Städten unerträglich und treibt den Klimawandel an. Zeit, den Betonhype zu sprengen!

Wo Städte zubetoniert sind, flimmert die Luft. Einmal aufgeheizt, kühlt Beton deutlich langsamer ab als anderes Material. Er speichert die Hitze in der Stadt – bis zu zehn Grad kann der Temperaturunterschied zum Umland betragen. Heiße Tage werden unerträglich, Sommernächte schlaflos. Die Wissenschaft spricht von städtischen Hitzeinseln. Der Klimawandel verstärkt den Effekt: Die Temperaturanstiege sind in Städten doppelt so hoch wie auf dem Land. Betonwüsten, wortwörtlich.

Alleine im August 2020 starben 4237 Menschen mehr als in den Vorjahren – im Pandemiesprech: eine Übersterblichkeit von sechs Prozent. Kein Virus war Schuld, sondern eine Hitzewelle. Städte werden in der Klimakrise zu Todesfallen. Tod durch Hitze, Tod durch Beton. Und es wird noch schlimmer: Um die 75 Prozent der Menschen in Deutschland leben laut Unesco in Städten. 2030 sollen es bereits 80 Prozent sein.

Mit jedem Einkaufszentrum, mit jedem Industriegebiet verdrängt der Beton Grünflächen. Parks, Bäume und Wiesen nehmen Regen auf, schützen so vor Überschwemmungen. Und senken die Umgebungstemperatur durch die Verdunstung. Eine einzige 80 Jahre alte Linde kühlt die Stadt mit einer Leistung von über 200 Kühlschränken. Hat der Beton eine Grünfläche einmal erobert, lässt sich das nicht einfach rückgängig machen. Der Boden ist versiegelt, er verliert seine ökologische Kraft.

Noch schlimmer: Beton beschleunigt den Klimawandel. Wenn die Grünflächen fehlen und die Städten aufheizen, laufen die Klimaanlagen an. Noch mehr Energieverbrauch, noch mehr CO_2-Ausstoß. Ach ja, und da ist ja noch die Betonindustrie. Sie ist jährlich für 2,8 Milliarden Tonnen Treibhausgase verantwortlich. Das sind rund acht Prozent der globalen CO_2-Emissionen. Dreimal so viel wie der internationale Flugverkehr – vor Corona wohlgemerkt.

Beton tötet! Zeit für die Abrissbirne.

T: Lukas Haas

Brutalismus liegt im Trend. Klimaschutz auch. Betonromantik first, Bedenken second? Zwei Meinungen.

BETON!

Foto: unsplash/Scott Webb

...IST...

...LEBEN

Viele sagen, Offenbach sei eine Stadt mit vernarbtem Antlitz: harter Asphalt unter den Füßen. Graffitis an den Mauern. Dicht an dicht stehende Betonbauten. Zwischen ihnen ein blaugelber russischer Supermarkt. Hinter all dem Beton liegt kreatives Potential. Rapper wie Olexesh, Haftbefehl oder Nimo nutzen den Charme ihrer betonierten Viertel. Beton schafft Kultur.

Nicht nur in Offenbach – Betonklötze sind wieder hip. Auf Instagram, in den Feuilletons und Ausstellungen; Menschen feiern Nachkriegsbauten, die lange vor ihrer Geburt entstanden sind. Glatte und monotone Fassaden, aber buntes Innenleben. Für Beton gilt: harte Schale, weicher Kern. Brutalismus ist gebaute klassenlose Gesellschaft. Er ist Blaupause für Hochhäuser wie den alten Henninger Turm in Frankfurt am Main. Zementiert wurde lange vorher.

Das Kolosseum, das Pantheon. Sie zeugen von einer betonierten Ewigkeit. Maya, Ägypter:innen und Türk:innen: Mit Beton wurde die ganze Zivilisation errichtet. Der graue Stoff prägt auch Deutschland: Nach dem Zweiten Weltkrieg war Beton das Material, mit dem Kultur und Gesellschaft neu aufgebaut wurden. Betonplatten in Massen sind günstig. Beton hält lange. Beton ermöglicht Wohnungen. Kein Zufall, dass Massenfertigung und massenhaftes Wohnen fast gleichzeitig ihre große Zeit hatten. Wer am Fließband arbeitete, musste wie am Fließband leben. Platzsparend, kostengünstig, effizient.

In diesen industriellen Räumen führen Migrant:innen, Studierende, sozial und ökonomisch Benachteiligte und Akademiker:innen ihr günstiges Leben; neben- und übereinander. Im Beton wird Zusammenleben und Austausch gefeiert. Auch wenn sein Äußeres brutal wirkt, schaffen sich die Bewohner:innen Geborgenheit. Zwischen Holzverkleidung, Linoleum und alten Perserteppichen: fremde Sprachen, Solidarität. Es riecht überall nach Essen. Der Alltag wird im Angesicht der Härte des Betons weich. Innenleben vor Fassade. Betonromantik vor Biedermeier.

Kunst durch Austausch und Konflikt: Wer durch eine Plattenbausiedlung läuft, spürt den Druck der Architektur. Unter Druck entsteht Kunst. Aus Kohle wird Diamant. Wer in der Platte lebt, muss sich mit Nachbar:innen, fremden Kulturen und Armut auseinandersetzen. Das erzeugt Druck. Ausdruck. Reflexion. Guter Rap, Literatur und Musik kommen ja auch nicht aus Palästen oder bürgerlichen Vorstädten. Ohne Druck keine Kunst.

Von Straßenrap über Punk bis zum postsowjetischen New Wave: Videos, Musik und Lebensstil bauen auf Beton. Der graue feste Stoff ist retro. Er ist auch Utopie. In ihm gab sich der moderne Mensch das Versprechen von einem besseren, einem gleicheren Leben. Es galt gestern. Es gilt heute. Die kalte Fläche des Betons ist eine Leinwand für Kunst und Kultur. Für Graffitis und politische Botschaften. Beton ist Subversion – für alle. Beton ist Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit in einem Guss. Beton ist Leben.

T: Artur Weigandt

Freude über neue Räder für ihren Rollstuhl? Noch vor drei Jahren hätte Benthaus sich das nicht vorstellen können

IMMER WEITER

Michaela Benthaus rast mit ihrem Mountainbike Berge hinunter. Bis sie stürzt. Ihr Leben hat das verändert. Ihre Einstellung nicht.

Über Türen hat sich Michaela Benthaus nie viele Gedanken gemacht. Türen, wie die hier im Studierendenwohnheim in München-Maxvorstadt. Sie muss ihr einen Schubs geben, dann kann sie durch den Spalt fahren, dann nach draußen. Die Tür ist schwer, sie gehört zu einer kleinen, barrierefreien Wohnung mit PVC-Boden. Es gab eine Zeit, da waren Rollstuhlfahrer für sie alte Männer mit karierten Decken auf dem Schoß. Heute sitzt Benthaus, 28, selbst im Rollstuhl.

Benthaus sitzt aufrecht, die blonden Haare trägt sie im Zopf, hat Lachfältchen um ihre Augen. Sie redet schnell und redet viel. Manchmal wirkt es, als säße sie schon ihr halbes Leben im Rollstuhl, als falle ihr nichts daran schwer. Wenn sie abends ihr Handbike an den Rollstuhl schnallt, eine Runde im Olympiapark fährt. Und dann gibt es die anderen Momente. „Manche Dinge sind jetzt einfach blöd“, sagt sie. Sie hat Hosen bestellt, in ihrer Wohnung liegen noch die Päckchen. „Das Anprobieren ist anstrengend“, sagt Benthaus.

Im September 2018 ist sie zum Downhill-Fahren in Tschechien. Extra große Federungen an ihrem Mountainbike, auf dem Kopf ein Helm mit Kinnschutz und Protektoren an Rücken und Gelenken. „Ich weiß noch, wie ich gesprungen bin und in der Luft gemerkt habe: Ich bin viel zu schnell“, sagt Benthaus, „okay, fuck. Das geht jetzt richtig in die Hose.“ Sie überschlägt sich, dann wird sie bewusstlos.

Als sie aufwacht, schreit sie. So erzählt sie es heute. Sie schreit, dass sie ihre Beine wieder bewegen will, schreit, dass sie so nicht leben will. Sie schreit und schreit. Seit ihrem Unfall ist Michaela Benthaus ab dem achten Brustwirbel gelähmt, spürt nichts mehr unterhalb der Rippen.

Bei einer Rückenmarkverletzung dauert es ein paar Wochen, erst dann kann man sagen, welche Fähigkeiten wiederkommen und welche nicht. „Jetzt warten wir mal und dann passt es wieder“, habe sie gedacht. Ein Jahr habe sie gebraucht, sagt Benthaus heute, um zu akzeptieren, dass es nicht einfach wieder passen würde.

Für fünf Monate ist Benthaus im Krankenhaus Murnau, dort lernt sie Marco Schlegel kennen. Er soll wegen einer Druckstelle operiert werden, darf nicht sitzen, sein Rollstuhl ist eine Art Liege. Sie habe ihn einfach angesprochen und gefragt: „Was ist das denn für ein cooles Teil?“ Schlegel, 39, hat ein freundliches Lächeln und einen dunklen Dreitagebart, er sitzt schon sein ganzes Leben im Rollstuhl. Michaela Benthaus und Marco Schlegel reden viel in diesen Wochen. Sie hat so viele Fragen, ist in einer neuen Welt, die für ihn einfach eines ist: normal.

Unterwegs ein Schokobrötchen essen und einen Kaffee trinken, auch darüber musste Michaela Benthaus vor ihrem Unfall nicht nachdenken. Heute muss sie stehen bleiben, um vom Gebäck abzubeißen. Unterwegs gleiten ihre Hände an den schwarzen Holzgriffen des Rollstuhls entlang, drehen die Räder nach vorne. Die Griffe aus Holz waren teuer, aber damit werden ihre Hände nicht so kalt, das Holz ist warm. Sie machen den Rollstuhl schön. „So schön, wie ein Rollstuhl eben sein kann“, sagt Benthaus.

In Murnau trainiert Benthaus mit dem Rollstuhl. Sie lernt schnell, Rampen hoch und wieder runter zu fahren, auf Bordsteine zu kommen. Benthaus will Schlegel zeigen, wie gut sie schon Rollstuhl fahren kann, dass sogar der Wheelie schon klappt. Sie kippt sich auf die großen Räder und landet fast in einer Zimmerpflanze. „Ihren erschrockenen Blick und das feuerrote Gesicht in dem Moment“, sagt Schlegel, über den lachen sie heute noch.

Andere Rollstuhlfahrer:innen sind für sie wichtiger als jede Therapie, wichtiger als jedes Training, sagt Bent- >

Den Olympiaberg in München fährt Benthaus oft ohne Handbike hoch, das sei wie Joggen für sie

haus. Nach seiner Entlassung besucht Schlegel sie zuerst in der Reha, dann zu Hause bei ihrer Mutter und schließlich in ihrem Zimmer in München-Maxvorstadt, wo die Türen schwer sind. Sie spielen Tennis, fahren Handbike, haben fast jeden Tag Kontakt. Manchmal schreibt Benthaus Schlegel, wenn etwas nicht geklappt hat, wenn der Rollstuhl sie nervt. „Aber sie sagt dann immer dazu: Kann man nichts machen, ist jetzt halt so."

„Okay, fuck. Das geht jetzt richtig in die Hose"

Nach der Pandemie würde sie gerne wieder auf Konzerten sein, mit Freund:innen eine schöne Zeit haben. Aber auf den Plätzen für Menschen mit Behinderung ist oft nur eine Begleitperson erlaubt. Sie will die Gruppe nicht auseinanderreißen, will nicht, dass eine:r mit ihr allein sein muss. Vielleicht geht sie dann lieber nicht mit. Marco Schlegel sagt: „Das muss sie noch ein bisschen lernen. Sie ist ja auch keine Person, mit der man es dann nicht lustig hat."

Im Krankenhaus sprechen Marco Schlegel und Michaela Benthaus über die Zukunft. So schlecht ist das Leben im Rollstuhl nicht, sagt er, so schlecht kann es nicht sein. Benthaus will das alles nicht hören. Heute sagt Schlegel: „Ich finde es krass, wie weit sie in dieser kurzen Zeit schon gekommen ist."

Instagram spielt eine wichtige Rolle in Michaela Benthaus' Leben. Vor dem Unfall hat sie auf dem sozialen Netzwerk geschaut, wer gerade im Bikepark war. Heute sieht sie in ihrem Feed, was alles noch geht. Eine Freundin, die sie über Instagram kennengelernt hat und die selbst im Rollstuhl sitzt, hat sie letzten Sommer mit zum Wakeboarden genommen. Benthaus zeigt ein Video auf ihrem Smartphone: ein umgerüstetes Surfbrett, ein Seil, an dem Benthaus sich festhält, das sich erst spannt und sie dann aufs Wasser zieht; sie auf dem Brett, wie sie über das Wasser gleitet, wie im Hintergrund jemand „Ja, ja" ruft. Schlegel sagt: „Die probiert die verrücktesten Sachen aus. Sie schaut, wie sie das Beste draus machen kann, und das ist genau der richtige Weg."

Schwierig ist, dass jetzt nicht mehr alles gleichzeitig geht: Action, Adrenalin, Auspowern. Fast jeden Abend war Benthaus joggen, als das noch ging. An den Wochenenden war sie in Bikeparks, stürzte sich mit dem Mountainbike die Hänge runter. Jetzt kann sie nur noch mit den Armen Sport machen. Die sind dann ausgepowert, aber auch nur die.

Benthaus studiert Luft- und Raumfahrttechnik. Das wollte sie schon vor dem Unfall machen und das geht jetzt immer noch, das ist ihr wichtig. Sie will bei einem Raumfahrtunternehmen arbeiten, am liebsten der Nasa, an einer Kombination aus Raumfahrt und Robotik. Selbst könnte sie wohl nie ins All fliegen, auch wenn sie wollte. Gerade ist eine Stelle ausgeschrieben, auch für Menschen mit Behinderung. Aber Menschen im Rollstuhl seien damit nicht gemeint, da ist sich Benthaus sicher.

An den Tag, als sie den Zulassungstest für den Master in München macht, erinnert sich Michaela Benthaus noch genau. Behindertenparkplätze und elektrische Türöffner habe es gegeben aber im Hörsaal, in dem die Prüfung stattfand: keinen Rollstuhlplatz. „Ich habe das Gefühl, wenn gebaut wird, wird nie jemand gefragt, den es betrifft", sagt Benthaus. Sie muss ganz vorne sitzen, wie ein Ausstellungsstück.

Den ganzen Sommer hat Michaela Benthaus für die Aufnahmeprüfung gelernt. „Ich habe einfach alles daran gesetzt, da reinzukommen, weil ich schon so viel verloren habe", sagt sie. Sie spricht jetzt langsam. „Ich habe gemerkt: Das will ich mir nicht auch noch nehmen lassen." //

MITEINANDER – FÜREINANDER

Für Meinungs- und Pressefreiheit

Journalisten helfen Journalisten e.V. (JhJ) wurde gegründet, um in Not geratenen Journalistinnen und Journalisten und deren Familien in Kriegs- und Krisenregionen zu helfen. Der Verein unterstützte in den letzten Jahren u.a. Journalistinnen und Journalisten aus Ägypten, Mexiko, Bolivien, Somalia, Kenia, Uganda, Ukraine, Irak, Belarus, Pakistan, Iran und Syrien mit Hilfen zum Lebensunterhalt, bei medizinischer Behandlung, der Wiederbeschaffung zerstörter Arbeitsmittel.

Spendenkonto:
Stadtsparkasse München
BIC: SSKMDEMM
IBAN:
DE91 7015 0000 1002 7572 74

Mitglieder willkommen:
Der Mitgliedsbeitrag bei JhJ
beträgt € 100,- pro Jahr /
€ 50,- für Volontäre und Studenten

Helfen Sie uns helfen
www.journalistenhelfen.org

JhJ
Journalisten helfen
Journalisten e.V.

AUF DER SUCHE

Piep, piep, pieeeeeeep, da ist was, Edelmetall vielleicht, gib mir den Spaten, pieeeep, ich bin nah dran, pieeeep, könnte was Cooles sein, ziemlich schwer, vielleicht eine Münze, da sind Löcher, nur ein Knopf, hätte auch eine Münze sein können, manchmal steckt man zu viele Erwartungen rein.

Wenn Lämmles Metalldetektor anschlägt, beginnt er zu graben – erst mit dem Spaten, dann mit den Händen

„Diese 20 Zentimeter Boden erzählen Hunderte Jahre Geschichte und ich kann sie ausgraben“

Tim Lämmle, laute Stimme, norddeutscher Dialekt, steht auf und grinst: „So ist das halt, nech.“ Wer sondelt, also nach historischen Schätzen im Boden sucht, muss geduldig sein.

Lämmle macht kleine Schritte, beim Sondeln zählt jeder Zentimeter. Der Metalldetektor in seiner Hand sieht aus wie der Arm eines Roboters. Gleichmäßig lässt Lämmle ihn über den feuchten Ackerboden gleiten. Der Detektor zeigt ihm, wenn etwas Metallenes im Boden steckt.

Die Äcker, die Lämmle einmal in der Woche akribisch absucht, liegen am Ochsenweg, einem alten Handelsweg aus der Bronzezeit, der durch das heutige Schleswig-Holstein führt. Hier fuhren Kaufleute Vieh, Kupfer und Zinn entlang. Lämmle sucht vor allem nach Münzen. Über 100 Stück habe er in den vergangenen Jahren gefunden, sagt er. Die Älteste sei circa 400 Jahre alt. Einmal im Jahr reicht Lämmle seine Funde beim Archäologischen Landesamt ein. Historisch Relevantes behält das Amt. Das Meiste bekommt er zurück.

Lämmle redet viel. „Schnacken“ nennt er das und er hört nur auf, wenn sein Metalldetektor plötzlich piept. Dann bleibt er stehen, lässt die Sonde in immer kleineren Kreisen über die Erde gleiten, bis das Piepen in einen ohrenbetäubenden Dauerton übergeht. Auf dem Display erscheint eine Zahl, die Lämmle die Leitfähigkeit des entdeckten Metalls verrät. Ab 30 wird es interessant: Dann könnten Metalle wie Gold, Kupfer, Aluminium, Messing, Silber und Zink unter der Erde liegen. Ist Lämmle mit dem Wert zufrieden – was selten der Fall ist –, beginnt er zu graben: Erst mit dem Spaten, dann mit den Händen, um den Fund nicht zu beschädigen. Immer wieder steckt er seinen Pointer, einen Mini-Detektor, in das Erdloch.

Etwas anders sei er schon immer gewesen, sagt Lämmle und holt Hände voll Erde aus dem Loch. Mit zehn Jahren habe er begonnen, sein Leben zu filmen: die erste „Sauftour“ mit Freund:innen, seine Hochzeit, die Geburt seiner Tochter. Und seit drei Jahren, wie er sondelt. Das sei ja auch nicht das normalste Hobby, sagt Lämmle und zieht die Lasche einer Konservendose aus dem Boden.

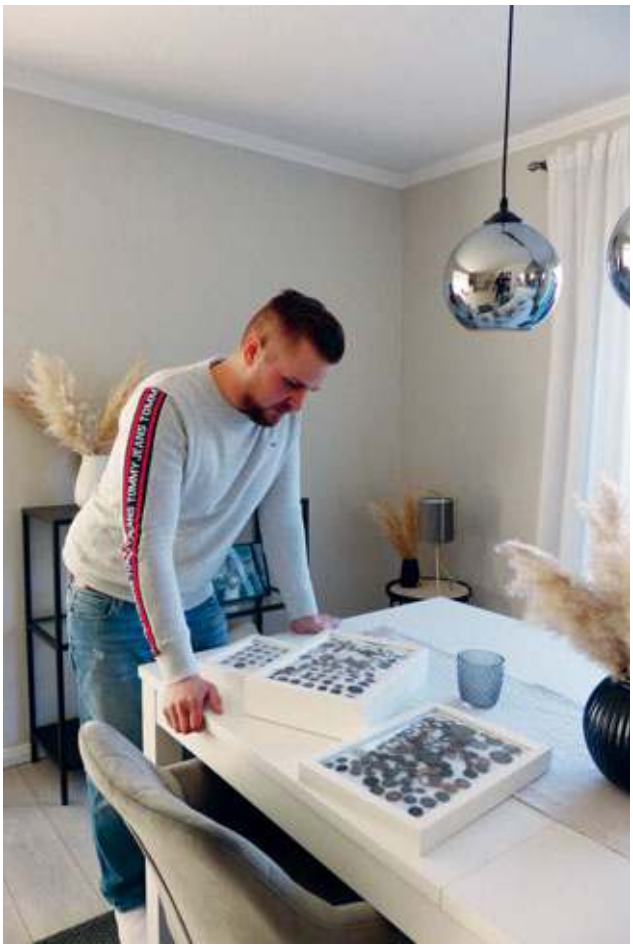
Mehr als 160 Videos hat er auf seinen Youtube-Kanal geladen. Eines hat mehr als 400 000 Aufrufe. Es zeigt einen Ausflug zu einem Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg in Polen. Das Video sei eine Ausnahme gewesen, eigentlich wolle er Funde aus der NS-Zeit möglichst vermeiden. „Aber diese Videos klicken sich halt gut“, sagt Lämmle. Inzwischen hat er einen eigenen Metalldetektor-Shop. Jeder Bestellung legt er eine eigene Autogrammkarte bei.

Es gebe zwei Sorten von Sondler:innen, sagt Lämmle: Die einen suchten gezielt nach Militaria, den anderen sei die Geschichte des Bodens wichtig. Mit Hakenkreuzen und scharfer Munition wolle er nichts zu tun haben. Dann steht Lämmle auf, klopft sich die Erde von den Knien und redet weiter. Von Bronzebarren, Fibeln und Wikingerschätzen. //

Links: Lämmle ist einmal in der Woche auf den Feldern am Ochsenweg unterwegs

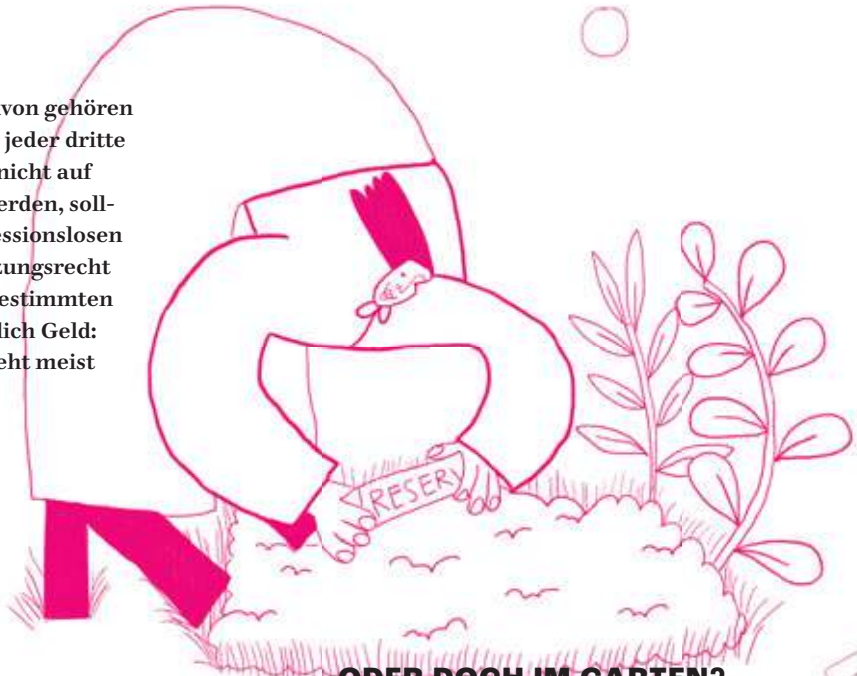
Rechts: In den vergangenen Jahren hat Lämmle mehr als 100 alte Münzen gefunden

Unten: An den Jahreszahlen auf den Münzen erkennt Lämmle, wie alt sein Fund ist



GRAB & AMEN

Deutschland hat circa 32 000 Friedhöfe. Davon gehören über 12 000 den christlichen Kirchen – also jeder dritte deutsche Friedhof. Wenn es dir wichtig ist, nicht auf einem christlichen Friedhof begraben zu werden, solltest du dir früh einen Platz auf einem konfessionslosen Friedhof kaufen. Das bedeutet, dir das Nutzungsrecht auf einem bestimmten Friedhof für einen bestimmten Zeitraum zu sichern. Aber das kostet natürlich Geld: etwa 1000 Euro für zehn Jahre. Der Kauf geht meist über Bestatter, teilweise aber auch online.



BESTATTUNGSWALD ODER SEEBESTATTUNG

Es gibt auch Alternativen zu klassischen Friedhöfen. Allerdings sind es in Deutschland nicht besonders viele. Der Bestattungswald ist eine davon. An etwa 200 Orten in Deutschland werden Waldbestattungen angeboten. Oder die Seebestattung: An der Nord- und Ostsee besteht die Möglichkeit, die Asche des:der Verstorbenen in einer wasserlöslichen Urne mit seemännischen Zeremonien im offenen Meer beizusetzen. Allerdings nur, wenn der:die Verstorbene vor ihrem Tod zugestimmt hat – in Form einer Seebestattungsverfügung.

ODER DOCH IM GARTEN?

Weniger als ein Drittel aller Deutschen wünscht sich ein Grab auf dem Friedhof. Allerdings herrscht in Deutschland Friedhofszwang. Außer in Bremen! Als erstes Bundesland erlaubt Bremen seit 2015, die Asche von Angehörigen im eigenen Garten zu verstreuen. Allerdings nur, wenn der:die Verstorbene vor dem Tod in einer schriftlichen Verfügung den Verstreuungsort und die Person zur Totenfürsorge bestimmt hat.

GRAB & AMEN

Beerdigung planen? Jetzt? Unbedingt! Wer bei seinem Platz unter der Erde mitreden will, sollte sich frühzeitig darum kümmern. Denn: Es geht um Grundsatzentscheidungen, um Bürokratie-Deutschland und um eine Menge Geld. Die Angehörigen haben dafür nur wenig Zeit. Und meistens wenig Ahnung, was der:die Verstorbene eigentlich wollte.

Hier erfährst du, welche Möglichkeiten es gibt, woran du denken musst und was du am besten jetzt schon aufschreibst.

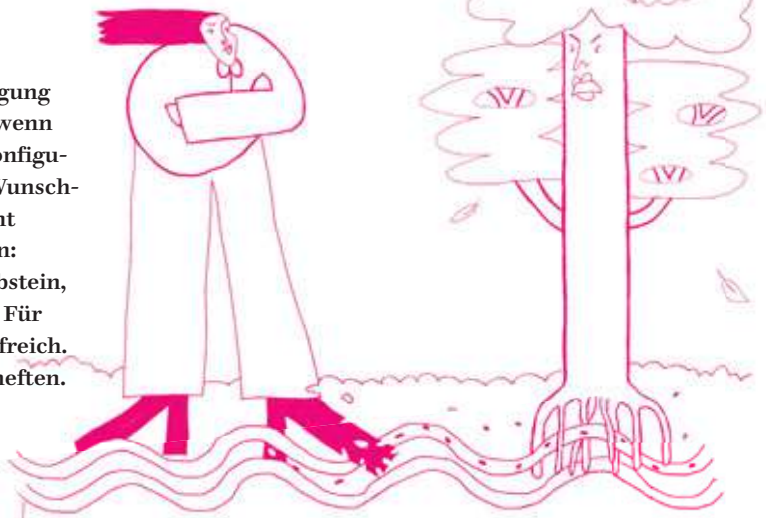
T: Luisa Thomé I: Rosa Viktoria Ahlers

KLIMASÜNDE FRIEDHOFSGRAB?

Klimaschutz und Beerdigung. Status: Es ist kompliziert. Das Urnengrab braucht im Gegensatz zur Erdbestattung im Sarg weniger Platz. Die Bestattung in einem Sarg belastet die umliegenden Böden. Und der menschliche Körper gibt bei der Zersetzung klimaschädliche Stoffe frei – das Treibhausgas Methan zum Beispiel. Die Urne ist zwar kleiner und die Asche zersetzt sich nicht weiter in der Erde, allerdings muss der menschliche Körper dafür verbrannt werden. Und das kostet Energie: Pro Einäscherung braucht der Ofen im Krematorium durchschnittlich 285 Kilowattstunden Gas und 15 Kilowattstunden Strom. Dieser Gasverbrauch entspricht in etwa der Energie, die es braucht, um die Wohnung einer Person einen Monat lang zu beheizen.

CLICK, CLICK, GRABSCHMUCK

Du kannst deine eigene Beerdigung online planen – natürlich nur, wenn du noch lebst. Mithilfe eines Konfigurators bauen Start-Ups deine Wunschbeerdigung. Im eigenen Account kannst du Wünsche hinterlegen: welcher Friedhof, welcher Grabstein, welche Blumen, welche Musik. Für den ersten Überblick ist das hilfreich. Auch zum Ausdrucken und Abheften.



VOR DEM TOD SIND ALLE UNGLEICH!

Die Angehörigen sind als Erb:innen in der Regel gesetzlich dazu verpflichtet, die Beerdigung zu bezahlen. Eine würdige Beerdigung ist also nicht nur eine Frage der Vorbereitung, sondern auch des Vermögens der Hinterbliebenen. Wer das Geld nicht hat, muss einen Antrag auf eine Sozialbestattung stellen. Das bedeutet: Die Grundkosten für die Beerdigung übernimmt das Sozialamt – in München sind das maximal 3200 Euro Zuschuss für eine Sozialbestattung. Die Trauerfeier mit Dekoration, Blumen, Trauerrede, Musik und anschließendem Essen wird meistens nicht bezahlt.

DER DEUTSCHE GRABSTANDARD

Eine deutsche Standardbeerdigung kostet laut Stiftung Warentest im Schnitt zwischen 6000 und 8000 Euro. Der Preis hängt natürlich von vielen Faktoren ab: Erd- oder Feuerbestattung, Schweinfurt oder München, Kiefer- oder Mahagoni-Sarg. Beispielrechnung für eine deutsche Bestattung: siehe rechts.

HOFFENTLICH STERBEGELDVERSICHERT!

Damit die Angehörigen nicht auf den Beerdigungskosten sitzen bleiben, gibt es die Möglichkeit, eine Sterbegeldversicherung abzuschließen. Die kostet etwa zehn Euro pro Monat und trägt die gesamten Bestattungskosten im Fall des Todes. //

BARCHMANN ZIEHT UM

Seit 34 Jahren arbeitet Volker Barchmann im Tagebau Nochten. In der Kohle verdient er seinen Lebensunterhalt. Bald wird sie ihn sein Haus kosten.

Links: Die 80er, Volker und Birgit Barchmann waren gerade Eltern geworden und arbeiteten beide Vollzeit. Nach Feierabend sanierten sie gemeinsam ihr Haus. 2022 ziehen sie aus

Das Haus steht auf der letzten Landzunge im Braunkohlemeer. Nach einem dünnen Streifen Birkenwald kommt Grau, dann Braun, Dunkelbraun: das Nichts. Vorne, links und rechts ist Tagebau. Am Ende der Zufahrt hängt ein rot-weißes Absperrband. Dahinter gerodeter Wald, die Abbruchkante, der Braunkohletagebau Nochten in der Oberlausitz, am östlichsten Rand Deutschlands. Vier Kilometer weiter nagt ein alles überragender Schaufelradbagger die Landzunge an. Es ist ein rhythmisches Malmen, Kratzen, ein Schaben und Poltern.

Zwei Labradore bellen. Volker Barchmann, 52, kommt zum Tor, ein freundlicher Mann mit schwarzer Fleecejacke, in der Tasche eine Großpackung Pall Mall blau. Er öffnet das Tor. Chili und Pepper hören auf zu bellen. Übers Kopfsteinpflaster geht es in den Innenhof, links eine Scheune, das Mauerwerk bedeckt mit Efeu. Im Hof ein letzter Schneehaufen, das Baustellenradio auf der Terrasse spielt Hit Radio RTL Sachsen: das 80er Wochenende. Die Wäsche trocknet in der Mittagssonne.

Im nächsten Sommer werden Bagger vorfahren, um Barchmanns Haus niederzureißen. Barchmanns Arbeitgeber, die Lausitzer Energie und Bergbau AG (Leag), braucht die Kohle. Sie liegt tief unter Barchmanns Haus und dem Dorf Mühlrose. Es soll als letztes Dorf im Osten Deutschlands der Braunkohle weichen. Volker Barchmann zeigt seinen Innenhof, die Scheunen, den Garten, die riesige Wiese hinter dem Haus, auf der mächtige Fichten stehen. Für den Tagebau wurde das Grundwasser ab-

gepumpt. Den Pflanzen fehlt das Wasser. Trotzdem ist ein großer Nektarinenbaum gewachsen. Aus einem Kern, den Barchmanns Frau Birgit vor Jahren in den sandigen Boden gesteckt hat. Im Sommer trägt er sogar Früchte. Er hat hier Wurzeln geschlagen. Trotz aller Widrigkeiten. Bald wird er ausgegraben und acht Kilometer entfernt wieder eingepflanzt. Volker Barchmann bekommt ein neues Haus, bezahlt von seinem Arbeitgeber, der Leag. „Ich freue mich auf die Umsiedlung, schaue nach vorn." Er muss „eine schmoken". An der rauen Haut seiner Hände hat sich Kohlestaub festgesetzt. Die Kohle gehört gefördert, das ist Barchmanns Überzeugung. „Woher soll sonst der ganze Strom kommen?"

Noch brummt der Strom im Umspannwerk neben dem Haus, noch brennt die Kohle im Kraftwerk Boxberg. Anfang der 1980er Jahre war es das größte Braunkohlekraftwerk in Europa, 4600 Arbeitsplätze. Schemenhaft, wie kleine, dicke Kanonenrohre dampfen die Kühltürme in den Himmel über dem Braunkohlemeer. Mit 9467 Hektar ist der Tagebau Nochten 27 mal so groß wie der Central Park in New York. In diesem Meer verbringt Barchmann seine Arbeitstage, seit 34 Jahren. Immer Frühschicht, von 5 bis 15 Uhr. Barchmann ist Kolonnenführer bei den Gleisrückern. Auf seinem Smartphone zeigt er ein Video von seinem Arbeitsplatz an der Abraumförderbrücke F60, einer der größten beweglichen Maschinen der Welt. >

Der Tagebau Nochten. Groß wie 27 Central Parks. Hier arbeitet Volker Barchmann als Gleisrücker. Seit 34 Jahren, immer Frühschicht

Barchmann und seine Kollegen nennen sie „den liegenden Eiffelturm“ oder einfach nur „die Brücke“. Sie räumt den Sand über der Braunkohle weg. Weil sich die Abbaugebiete laufend ändern, muss die Brücke, schwer wie 95 Berliner U-Bahn-Züge, beweglich sein. Barchmanns Kolonne verschiebt die Gleise der Brücke. Mit einer Spezialmaschine, aber auch mit Muskelkraft. In Betrieb verbraucht „die Brücke“ so viel Strom wie eine Kleinstadt. Barchmann schwärmt von der soliden Konstruktion – „alles genietet, nicht geschweißt!“ Jetzt werden die Maschinen auf Verschleiß gefahren. Nach 2038 soll der „liegende Eiffelturm“ gesprengt, die Bagger verschrottet, die tiefen Narben in der Landschaft mit Bäumen bepflanzt werden.

Barchmann ist in Sorge. Um die Arbeitsplätze in der Region, die Stromversorgung. In ein paar Jahren wird er die Gleise für die Maschinen legen, die den Boden unter seinem Haus, seinem Dorf abbaggern werden. Die Zerrissenheit zwischen Haus und Arbeit: Sie werde erst kommen, wenn der Abriss bevorsteht. Natürlich werde es schwierig, natürlich werde er flennen. Wie damals, als Peggy, seine erste Labradorhündin, mit Arsen vergiftet wurde. Oder als „seine“ Bayern 1999 im Champions League-Finale gegen Manchester United verloren. Barchmann will es mit „sich alleene“ ausmachen.

Er zeigt eine sorgsam gerahmte Luftaufnahme. Darauf das Haus in seinem ursprünglichen Zustand. Kein Kopfsteinpflaster, keine Bepflanzung, im Innenhof steht ein weißer Trabi. Volker Barchmann kam kurz vor der Wende nach Mühlrose. Er war 20, Baumaschinist. In der Disco im Nachbardorf lernte er Birgit kennen. Zusammen mit Caroline, Birgits Tochter aus erster Ehe, zog er in das alte Haus. Birgits Vater, ein Schlachter aus dem Ort, hatte das Grundstück Anfang der 1980er-Jahre für seine Tochter gekauft. Pauline, die gemeinsame Tochter, wurde geboren.

Volker Barchmann, heute 52, war 20, als er mit der Sanierung seines Hauses begann

Ein Pegelmessstelle im Wald neben Barchmanns Haus. Um Kohle abzubauen, wird das Grundwasser abgesenkt

Seine Frau Birgit Barchmann kommt aus der Küche, eine wache Frau mit kurzem, schwarzem Haar, Rettungsassistentin. Die selbsttönenden Gläser ihrer Brille ändern ihre Farbe. „Es war eine verrückte Zeit. Wir waren eben Eltern geworden, arbeiteten Vollzeit und sanierten alleine ein Haus“, sagt sie. Wenn sie nach der Arbeit nach Hause kamen, mauerten, zimmerten, betonierten und verputzten die beiden. Baumaterial war schwierig zu bekommen. Es mangelte an allem. Am Anfang hatten sie nicht mal eine elektrische Bohrmaschine. „Handwerklich interessiert, aber bloß leichtbegabt“ sei er gewesen. Das Mauern sei ihm anfangs schwer gefallen, sagt Barchmann und lässt seine lädierte Schulter kreisen. Sie: „Wir haben uns hier ein Nest gebaut.“ Die Taufen der Kinder, Geburtstage und die eigene Hochzeit haben sie hier gefeiert. Und noch im vergangenen Juli stieg im Garten eine große „Abrissparty“ mit 90 Gäst:innen. Es gab Wildschwein am Spieß und Fassbier. „Wir hatten ein gutes Leben hier“, sagt Birgit Barchmann. „Das kann einem keiner bezahlen“, sagt Volker Barchmann.

Die Barchmanns sind sich sicher, dass sie gehen wollen. Der Abschied: schmerzhaft, aber zur rechten Zeit

Er geht ins Haus, an der Küche vorbei ins geräumige Wohnzimmer. In der Ecke steht ein schweres Klavier. Früher stand es im Wirtshaus von Mühlrose. Das Schicksal des Orts hing immer am Tagebau Nochten, jenem Tagebau, der Barchmann Arbeit gibt. Lange schien es, als würde Mühlrose davonkommen. Die Barchmanns rechneten nicht mit einem Abriss und bauten weiter an ihrem Nest. Als dann die Leag mit den Kohleausstiegsplänen der Bundesregierung konfrontiert wurde, ging es ganz schnell. 2019 unterschrieb der Bürgermeister den Umsiedlungsvertrag. Die Stimmung im Dorf sei angespannt, sagt Birgit. Volker wird laut, er versteht nicht, dass einige trotzdem bleiben wollten. Die Barchmanns sind sich sicher, dass sie gehen wollen. Der Abschied: schmerzhaft, aber zur rechten Zeit. Abgeholzte Wälder, kein Grundwasser, Internet nur über Satellit. „Was willst du denn noch hier?“

Die Gutachter waren bereits bei den Barchmanns. Ein neues Grundstück im acht Kilometer entfernten Schleife hat er schon gekauft. Seit Anfang März läuft der Aushub. Ein einstöckiges Haus mit Anbau soll es werden, die Pläne dafür stecken in Volker Barchmanns Jackentasche. „Wann hat man schon die Chance, ein neues Haus nach seinen Wünschen gebaut zu bekommen?“ Ihr Nektarinenbaum soll mitkommen.

Birgit Barchmann ruft zum Essen. Auf den Tellern dampft Rindfleischeintopf mit Bohnen, „aus eigenem Anbau“. Am 31. Juli 2022 werden die Barchmanns das Haus geräumt haben. Ein paar Tage später kommen die Bagger. Es soll schnell gehen. „Niemand soll hier rumschnüffeln. Es wird runtergemacht und fertig, ohne Gnade“, sagt Volker Barchmann. „Es wird wehtun“, sagt Birgit Barchmann. Sie weint. //

Hinter der Geschichte: Nachdem unser Reporter in einem Bericht über den Tagebau Nochten Volker Barchmann gesehen hatte, versuchte er alles, um ihn zu kontaktieren. Erst nachdem der Ortsvorsteher seines Arbeitgebers einen Zettel mit der Handynummer des Reporters in Barchmanns Briefkasten geworfen und der Fotograf der Lokalzeitung bei ihm geklingelt hatte, rief Barchmann zurück.

Wegen des Kohleausstiegs werden die Bagger verschrottet und die tiefen Narben in der Landschaft zugeschüttet

„Wir haben uns hier ein Nest gebaut“, Volker Barchmann mit Frau Birgit und ihren Hunden Chili (weiß) und Pepper (schwarz)

Es baut, es gräbt, es wohnt jetzt hier: Stadtkaninchen im Hasenbergl in München

T: Hans Christoph Böhringer F: Serafin Reiber

DER EINDRINGLING

Bitte nicht rausschmeißen. Bitte. Nicht. Rausschmeißen. Denn: Wer die Stadt verstehen will, muss ihre Bewohner:innen verstehen. Am besten fängt man klein an. Beim Kaninchen.

Der Platz in diesem Heft ist knapp. Jeder Quadratzentimeter will genutzt sein. Jeder Text muss sich beweisen. Diesem Text hier geht es wie dem Stadtkaninchen, von dem er handelt. Sein Nutzen und sein Am-richtigen-Ort-Sein sind auf den ersten Blick fragwürdig. Vielleicht ist man sich gar nicht sicher, um welche Art von Text es sich handelt, so wie man sich beim abendlichen Spazierengehen oft unsicher ist, ob da im Park ein Kaninchen hoppelt, oder doch ein Feldhase (längere Ohren und Beine).

Das Wildkaninchen bleibt auch als Stadtkaninchen wild, aber es passt sich an: Seine Behausung unter der Erde baut es kleiner als auf dem Land, es wohnt häufiger allein. Kaninchen kommunizieren miteinander über Gerüche, sie legen dafür Latrinen an. Die Stadtkaninchen nutzen die Latrinen wie einen Zaun und sagen damit: Das ist mein Grundstück. Gartenzäune, Einzelapartments: Willkommen in der Zivilisation, liebes Kaninchen.

Was den Kaninchen in puncto Toleranz durch den Menschen zugutekommt, ist ihre Niedlichkeit; auch dieser Text könnte als niedlich gelten, schon allein weil es hier um Kaninchen geht. Manch eine:r stört sich vielleicht an der Selbstbezogenheit dieses Textes, an dem ständigen Umherspringen.

Auch das Kaninchen in der Stadt macht sich Feind:innen, beim Grünflächenamt oder bei Gartenbesitzer:innen. Es gräbt, es untertunnelt Bahndämme und Zäune, es knabbert frisch gepflanztes Grünzeug an und vermehrt sich mit phrasenprägender Fortpflanzungsfreude..Schnell heißt es da: eine Plage.

Wer als Pest gilt, dem hilft auch Niedlichkeit nicht. Der Gartenkolumnist Robin Lane Fox beschreibt ausführlich, wie er Kaninchen als die Verwüster seines Rasens identifiziert und sich Abhilfe sucht mit einer Schale Milch – angemischt mit Unkrautvernichter.

Aber dieser Text soll sich nicht zu sehr mit dem Kaninchenkillen beschäftigten. Es gibt schon genug schwere Themen im Heft, dieser Text soll leichter sein, soll Auflockerung sein, so wie das Kaninchen durch seine Bauten den Boden auflockert und Lebensraum für kleinere Tiere schafft. Ökosystemingenieur:in, so heißt das in der Fachsprache; das klingt sehr sinnhaft und fleißig und nützlich. Wieder dieser Nutzen.

Geht man nur nach Nützlichkeit für den Menschen, stellt man schnell fest: Das Kaninchen schlägt wohl kaum den Regenwurm, den kleinen großen Baumeister des Bodens. Sollte man an dieser Stelle besser über ihn schreiben? Fast wurde das Kaninchen aus dem Magazin herausrationalisiert, wegen des Wurms.

Ein Anruf beim Münchner Stadtjäger Wolfgang Schreyer: Haben Kaninchen für die Stadt einen Nutzen? „Was heißt Nutzen?“, fragt er zurück. Das Problem sei, der Mensch denke immer in positiv und negativ. Kaninchen seien Futter für die Greifvögel, mit denen er jagt. Schreyer selbst ist auch kein Kaninchenverschmäher, sein Serviervorschlag sei hier aber nicht genannt.

Nutzen als menschliche Kategorie, das leuchtet ein. Das Kaninchen interessiert sich nicht für Nutzen, es hat Bedürfnisse. In der Stadt, sagt die Verhaltensbiologin Madlen Ziege, da gebe es für die Kaninchen Bauplätze und Futter in Grünanlagen, zudem sei es wärmer. Weil man im ländlichen Bereich viele Lebensräume zerstöre, müsse man sich darauf einstellen, dass immer mehr Wildtiere in die Städte kommen.

Man muss das eben dulden, so wie man die Moral dulden muss, die am Ende in einen harmlosen Text schleicht. Oder hoppelt. //

„HEUTE UNI, MORGEN BAUHERRIN“

Die Straße ist ein zentrales Motiv des Hip Hop – und eines der ältesten. Bedeutet sie jungen Rapper:innen noch etwas? Ein Gespräch mit der Newcomerin Chan Le.

T: Artur Weigandt F: Annkathrin Weis

Die sogenannte Straße habe sie durch ihre Jugend begleitet, sagt Chan Le. Sie wurde in Thailand geboren und ist in Frankfurt am Main aufgewachsen

Chan Le parkt ihren schwarzen BMW in einer Halteverbotszone am Hafenpark. In der Nähe skaten Jugendliche in einer Halfpipe. 300 Meter weiter: ein Streifenwagen. Am Main tanzen Männer Breakdance.

Warum ist die Straße im Hip Hop so ein wichtiges Motiv?
Wenn du glaubst, keine Perspektiven im Leben zu haben, suchst du Auswege, um zu überleben. Ich sage mit Absicht „glauben“, weil hier in Deutschland jeder Perspektiven und Chancen hat. Mit Fleiß und Ehrgeiz kannst du sehr weit kommen. Vergleich das mal mit mit ärmeren Ländern, da gibt es keine kostenlosen Bildungsmöglichkeiten. Da hast du gefühlt nur die Straße, um zu überleben. Dort heißt es: „Friss oder stirb.“

Gangsterrap ist oft ein Synonym für Straßenrap. Meistens geht es um Kriminalität, Drogen und Armut. Würdest du sagen, du machst Straßenrap?
Viele sehen die Straße als Ursprung des Rap. Man muss aber kein „Gangster“ sein, um diese Beats auszuwählen und auf sie Texte zu schreiben. Man muss Künstler sein. Musik ist Therapie. Manche therapieren sich, indem sie von ihren Geschichten und ihrer Vergangenheit rappen. Ich mache das oft aus meiner aktuellen Gemütslage heraus und nicht nur zwingend abhängig von meiner Vergangenheit.

Also ist Straßenrap reine Show.
Natürlich gibt es reale Rapper. Es gibt aber auch Blender – wie überall. Diese Blender waren noch nie auf der Straße und machen dann Straßenrap. Man muss aber nicht auf der Straße gewesen sein, um zu rappen.

Wenn man nicht auf der Straße gewesen sein muss, um zu rappen – warum ist das Straßenmotiv dann so relevant?
Die sogenannte Straße hat mich durch meine Jugend begleitet. Ich hab sehr viele schlechte Erfahrungen gemacht, jedoch hat die Straße mich auch eines gelehrt. Nämlich Menschenkenntnis. Das ist etwas, was du in der Schule nicht lernst. Ohne diese prägenden Jahre wäre ich heute nicht die, die ich bin. Ich wäre nicht Chan Le.

Dafür, dass du von der Straße kommst, flext du, also prahlst du, sehr in deinen Musikvideos. Man könnte deinen Rap als Draufgängerrap bezeichnen.
Wenn Flexen Draufgängerrap ist, dann safe. Ich mag materielle Dinge. Sie stehen aber nicht an erster Stelle. Geld regiert zwar die Welt, aber nicht mich! Mir sind die Gefühle und die Liebe zur Musik viel wichtiger. Flexen ist Deko, um das Ganze auszuschmücken. Meine Messages sind immer viel tiefgründiger. Auch ohne Autos und Geld wäre ich Chan Le, weil ich authentisch bin. Ich würde auch ohne zu flexen Musik machen.

Du sagst, du studierst, du machst drei Jobs und kannst deine Familie ernähren. Ist das nicht ein Widerspruch zu deinem Image?
Mein Studium gibt mir Sicherheit. Das hat einen krassen Hintergrund: Meine Familie kommt aus ärmeren Verhältnissen. Ich bin die jüngste von vier Geschwistern, die einzige, die es von Thailand nach Deutschland geschafft hat und somit auch die einzige, die die Chance hat, zu studieren und was aus ihrem Leben zu machen. Wie respektlos wäre es dann gegenüber meiner Familie, wenn ich nicht das Beste aus meinem Leben rausholen und dafür tagtäglich an meine Grenzen gehen würde?

Immer wieder wird Rap als Sprachrohr genutzt, um Unterdrückung, Diskriminierung und gesellschaftliche Missstände anzuprangern. Für Frauen ist es schwer, im Rap an Boden zu gewinnen. Hast du das Gefühl, du wirst als Frau im Hip Hop nicht ernst genommen?
Ganz ehrlich, bei mir ist jeden Tag Weltfrauentag. Ich lasse mich nicht von Männern erniedrigen. Auch nicht in Führungspositionen. Ich bin eine emanzipierte Frau. Ich mach Muay Thai und Brazilian Jiu-Jitsu. Das ist mein Hustle. Meine Version von Women Empowerment: Ich studiere. Ich bin finanziell unabhängig von Männern. Ich kann meine Familie in Thailand ernähren.

Chan Le rappt:
Meine Version von Women Empowerment/
Heute noch Uni und morgen dann Bauherrin

Über Deutschrap heißt es, er sei prollig und frauenfeindlich. Was hältst du von Worten wie “Fotze” im Rap, die deine männlichen Kollegen raushauen?
Ich höre mir das gar nicht erst an. Das ist nicht meine Musik. Ich kann die meisten Typen gar nicht ernstnehmen. Die machen auf Mann und sind eigentlich gar keine Männer. Sie definieren sich durch Materielles, sind ungebildet, haben Ego-Probleme, leben noch im Hotel Mama und zahlen statt Miete ihre Leasingraten. Sie können nicht mal Wäsche waschen und greifen dann Frauen verbal an? Alles klar.

Hip Hop bietet bis heute eine große Bandbreite an Identitäten, mit denen man sich von anderen abgrenzen kann. Thailand ist deine Heimat. Du bist dort geboren. Bislang beschäftigst du dich in deiner Musik nicht viel mit deinen Wurzeln.
Ich habe in meiner ersten Single einen Akzent mit „Delikatesse aus Thailand“ gesetzt und auf meinem kommenden Mixtape werden auch immer mal wieder

Sie erhalte viel Unterstützung aus der thailändischen Community, sagt sie. Deshalb ist es Chan Le wichtig, zu ihrer Identität zu stehen

ZUR PERSON:
Chan Le, 23, kam 1998 in Thailand auf die Welt, verbrachte ihre Jugend überwiegend in Deutschland. Sie lebt in Frankfurt am Main und studiert Betriebswirtschaft. Ihre Single SiS hatte bis zum Redaktionsschluss dieses Heftes 230 000 Aufrufe auf Spotify.

Lines zu hören sein, in denen es um meine Herkunft geht. Mein Ziel war es schon immer, auch in Thailand Karriere zu machen. Das werde ich mir vornehmen, sobald ich hier in Deutschland was gerissen habe. Ich kann mir auch vorstellen, Mukke auf Thailändisch zu machen.

Was bedeutet dir Thailand?
In meinen neuen Songs wird es zwar nicht direkt um meine Heimat gehen, aber meine Identität wird als Markenzeichen genutzt. Das ist mir wichtig. Ich erlebe Support aus der thailändischen Community: „Du machst uns voll stolz. Du zeigst, dass wir was sind." Das macht mich glücklich. Ich glaube, es gibt in Deutschland noch keine Thailänderin, die Mukke macht.

Chan Le rappt:
Meine DNA ist Thailändisch /
Bevor du redest /
mach erstmal die Seiten frisch /

Als ich mit Rap angefangen habe, habe ich nicht mit Strukturen gearbeitet, sondern eher alles nach meinem Kopf und Gefühl gemacht. 2020 lernte ich Max Gold und Ali Jaber kennen, die mich extrem inspiriert haben (Anmerkung der Redaktion: Max Gold arbeitet unter anderem als Video-Produzent für Haftbefehl, Xatar und Nimo. Ali Jaber unterstützt hauptberuflich Künstler:-innen bei ihrer Profilfindung). Wir haben unsere Köpfe zusammengesteckt und das Produkt Chan Le mal richtig aufgearbeitet: Was sind meine Farben? Was ist meine Persönlichkeit? Was will ich zeigen?

Wir sind in Frankfurt am Main. Das ist die Stadt mit der höchsten Kriminalitätsrate, den höchsten Gebäuden und im deutschen Vergleich zumindest sehr hohen Mieten. Viele Menschen können ihr nicht viel abgewinnen. Was bedeutet dir die Stadt?

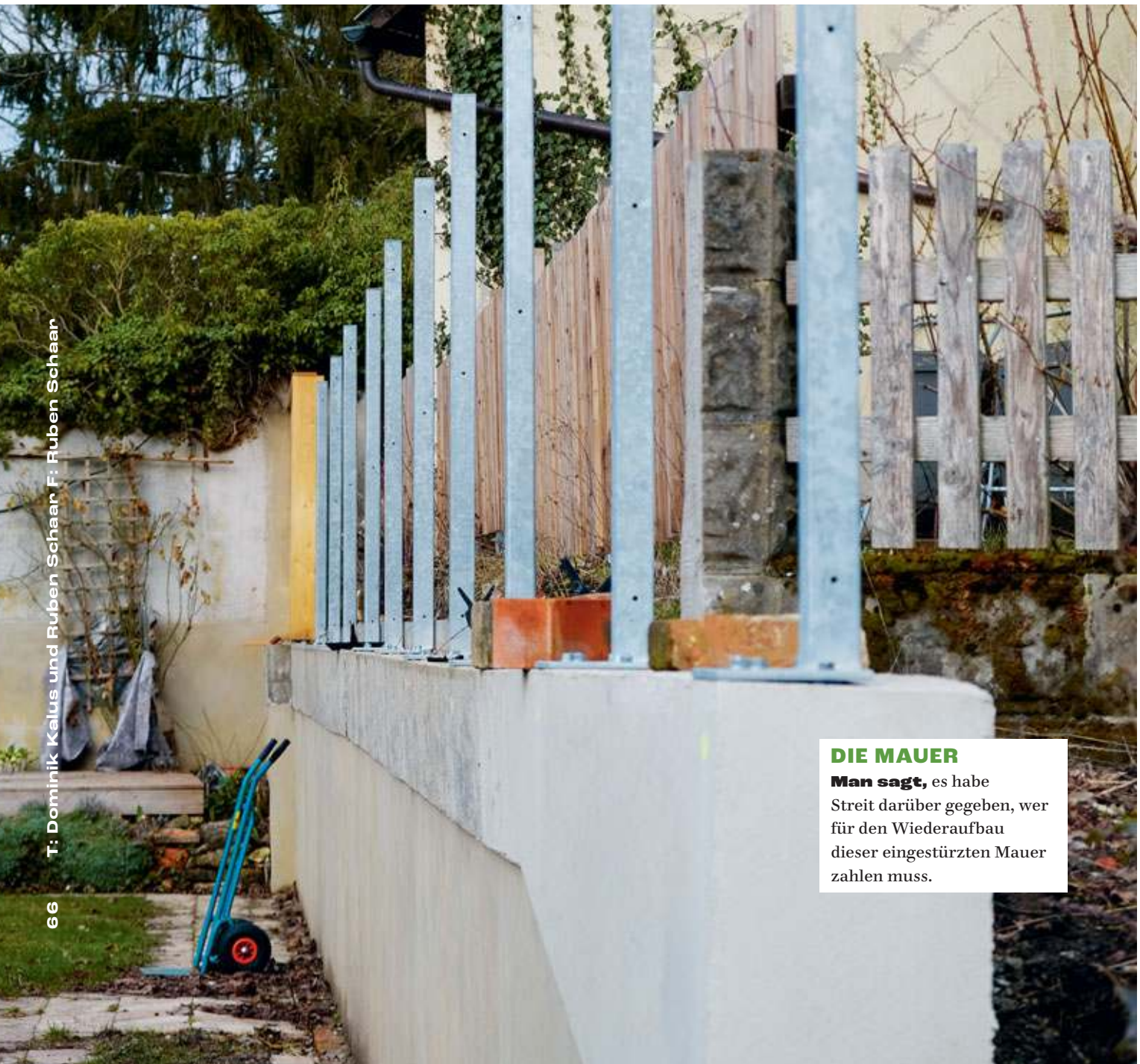
Ich assoziiere mit Frankfurt ein Gefühl von Unbeschwertheit und auch Freiheit, da ich sehr viele glückliche Momente hier erlebt habe, die ich niemals vergessen werde und die ich auch leider niemals mehr erleben werde. Als Jugendliche hatte man einfach weniger Verpflichtungen und konnte sein Leben genießen.

Zwischen der Deutschherrnbrücke und der Flößerbrücke wird der Blick auf die Frankfurter Skyline frei. Die Fotografin lichtet Chan Le ab. Sie posiert zwischen Säulen, ihre Stiefel klackern auf den Pflastersteinen. Sie scheint sich auf dem Frankfurter Boden wohl zu fühlen.

Was verbindest du mit dem Wort Boden?
Boden ist ein Produktionsfaktor, sozusagen Ursprung für etwas Großes. Auf Grund und Boden sind wir aufgewachsen. Er wird immer ein Teil unseres Lebens bleiben, bis man ihn verlässt. //

HABT IHR DAS VON DEN MEIERS GEHÖRT?

Nachbar:innen streiten über die seltsamsten Dinge. Und wo gestritten wird, wird auch getratscht. Fünf Streitobjekte und das unvermeidliche Getuschel.



DIE MAUER

Man sagt, es habe Streit darüber gegeben, wer für den Wiederaufbau dieser eingestürzten Mauer zahlen muss.

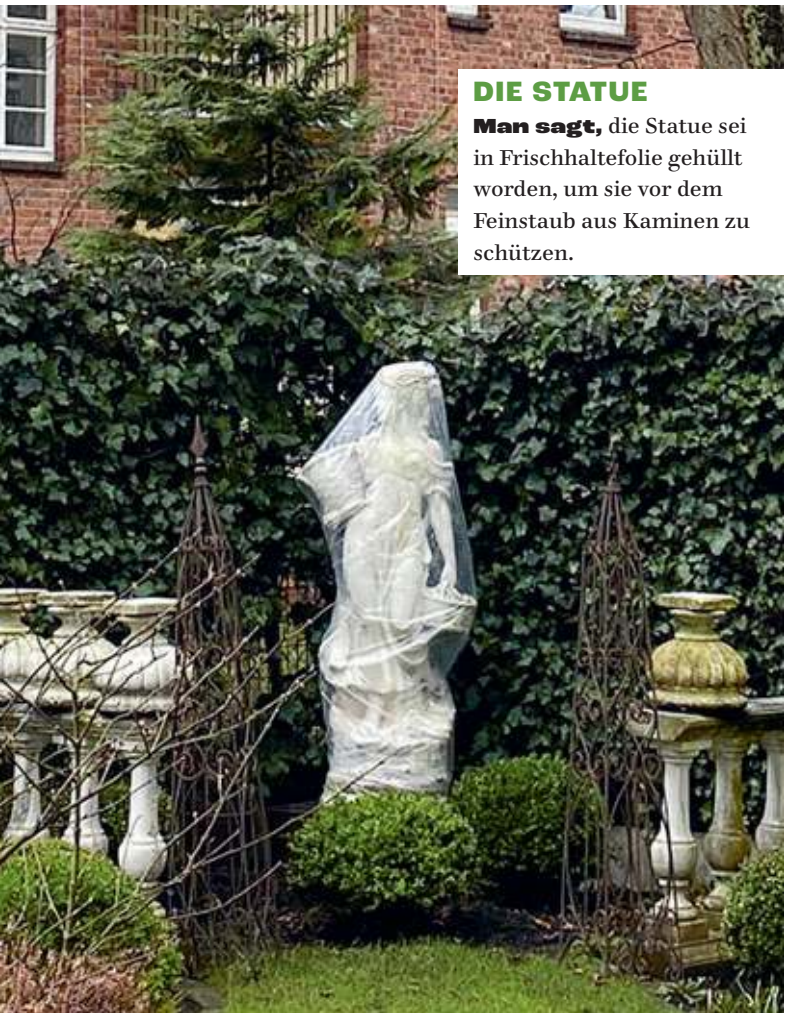
T: Dominik Kalus und Ruben Schaar F: Ruben Schaar

DAS HALTEVERBOT

Man sagt, mit diesem selbstgemalten Halteverbot versuche ein Anwohner, seine Einfahrt zu sichern. Angeblich verteile er selbstgemachte Strafzettel.

DIE YUCCA-PALME

Man sagt, die Yucca-Palme im Garten des:der Nachbar:in auf der rechten Seite sei vergiftet worden.



DIE STATUE

Man sagt, die Statue sei in Frischhaltefolie gehüllt worden, um sie vor dem Feinstaub aus Kaminen zu schützen.

DIE PERLHÜHNER

Man sagt, diese Perlhühner hätten mehrfach die Ruhe der Nachbar:innen gestört. Manche sagen sogar, die Tiere seien eigens dafür angeschafft worden.

Seit der Pandemie ist das Internet mehr denn je zum Lebensraum geworden. Doch wie viel digitale Welt verträgt der Mensch?

HÖRST DU MICH?

T: Nele Karsten, F: Ruben Schaar

Seit 2020 ist alles anders und doch nicht: Auch vor der Pandemie waren wir schon konstant online. Meine Generation zumindest. Wir, die Digital Natives. Das Internet, ein Ort, an dem wir scrollen und klicken und mailen und liken. Notification hier, Bildschirm-Blinken da. Wir waren längst dauerdort. In einem Raum, der keiner ist.

Doch seit Corona ist das Internet unser digitaler Grund geworden – auf dem wir wandeln und uns virtuell begegnen. Wenn Treffen in der Realität nicht möglich sind, wird das Internet zum Lebensraum: Wir lernen online, wir arbeiten online, wir smalltalken online, wir feiern Partys online. Sogar unsere Eltern zoomen. Das Internet ist der neue Treffpunkt der Gesellschaft, Distanzen verlieren ihre Bedeutung. Aber wie weit kann der digitale Lebensraum unsere Bedürfnisse befriedigen, wo sind seine Grenzen? Und werden die virtuellen Räume, die wir uns während der Pandemie geschaffen haben, das Virus überleben?

Das Internet ist eine Spielwiese. Online gibt es für jede:n eine Nische, einen Ort für Gleichgesinnte. In den sozialen Netzwerken darf jede:r den gewählten Ausschnitt ihrer:seiner Selbst zeigen. Das Online-Universum feiert das Individuum. Und diejenigen, die im echten Leben nicht genug Platz haben, können ihn sich digital suchen. Das Internet ist Zufluchtsort, ein Portal in fremde Welten. Das kleine, karge Zimmer, in dem der Computer steht, ist vergessen, wenn virtuelle Freund:innen virtuelle Gespräche führen. Über Themen, für die sich sonst offline vielleicht niemand interessiert. Wer auf dem Schulhof keine Freund:innen hat, findet sie hier. Der Schüchterne traut sich, in Dating-Apps zu flirten. Wer sich im Büro nicht gewürdigt fühlt, kann in Online Games Anerkennung bekommen. Digital können wir uns immer wieder neu erfinden. Das Internet, die Welt der Möglichkeiten.

Und doch sind diese Möglichkeiten begrenzt. In jeder virtuellen Runde gibt es eine Paula. Paula ruft ins digitale Vakuum: „Hallo, könnt ihr mich hören?“ – Nein, Paula, wir können dich weder hören noch sehen. Deine Internet-Verbindung hakt. Und auch wenn dein Gesicht gleich auf dem Monitor auftaucht, ist es nur ein Bild von dir. Wir unterhalten uns mit Abbildern voneinander. Wir sind vermeintlich vereint und doch ist online alles nur ein Abklatsch der Wirklichkeit. Und Tag für Tag sitzt jede:r für sich allein vor dem grellen Licht des Bildschirms.

Dass das auf die Dauer nicht gesund ist, haben Forscher:innen in einer Allensbach-Studie herausgefunden: Die Generation Internet ist im Internet und will dort gar nicht sein. Insbesondere junge Erwachsene leiden unter der Isolation in der Pandemie. Da hilft auch digitale Nähe nicht. Wir sind müde vom Online-Sein. Dafür gibt es sogar einen Begriff: Zoom fatigue. Meeting hier, Meeting da. Noch ein Call, zehn Tabs geöffnet und Feierabend wird unmöglich, wenn das Büro das Schlafzimmer ist. Arbeit und Freizeit, virtuelle und analoge Leben verschwimmen.

Seit über einem Jahr ist das nun unser Alltag. In der Pandemie ist das Internet unser Lebensretter. Wir können trotz Virus in Kontakt bleiben. Ist es >

**Gemeinsam allein sein.
Im Internet sind wir einander
nah und doch so fern**

zu gefährlich, sich zu treffen, sehen wir uns online. Und schaffen Nähe aus der Distanz heraus: Auch im Geschäftsmeeting sitzt die Chefin bei sich zu Hause in der Küche. Bestimmt trägt auch sie eine Jogginghose, die man im Bildausschnitt nicht sieht. Daneben die Kinder, die ihre Hausaufgaben erledigen. Ab und zu läuft eine Katze durchs Bild.

Vielleicht bringt uns das Internet tatsächlich einander näher, als wir es je waren. Wir sind schließlich immer nur einen Klick voneinander entfernt. Vielleicht werden die Menschen irgendwann auf das Jahr 2020 zurückblicken

Ein Like ist keine Umarmung. Wir sehnen uns nach Berührung. Ein Video-Call ersetzt keinen echten Blick in die Augen

und sich an die Pandemie erinnern – als die Zeit, in der das Internet vom Tool zum Lebensraum wurde. Wer braucht noch eine große Wohnung, wenn das Leben online stattfindet?

Oder es kommt ganz anders und die Pandemie geht als die Zeit in die Geschichte ein, in der wir lernten, wie kostbar Begegnungen auf realem Grund sind.

Denn: Was sind das überhaupt für Räume, in denen wir uns digital aufhalten? Räume, die Milliardären gehören, die zu wenig Steuern zahlen. Räume, in denen der Datenschutz zu kurz kommt. Räume, in denen Menschen andere anonym diskriminieren. Räume, zu denen nicht jede:r Zutritt hat.

Wie exklusiv digitaler Raum sein kann, zeigte zum Beispiel die App Clubhouse, die in Deutschland im Januar 2021 einen Hype auslöste. Die App verspricht sozialen Austausch und Networking digital. In öffentlichen Live-Audio-Chats können Nutzer:innen Talks eröffnen und drauf los reden. Clubhouse stillte mithilfe von Exklusivität und künstlicher Verknappung unsere Sehnsucht, ständig irgendwo dabei sein zu wollen: Die Elite bleibt unter sich. Im Club ist nur, wer eingeladen wird – und wer ein Iphone besitzt. Denn zunächst ist Clubhouse nur für Apple-Nutzer:innen verfügbar. Wer gehörlos ist, kann nicht teilnehmen, denn die Audio-App bietet keine Untertitelung der Gespräche. Clubhouse-Einladungen gab es zeitweise sogar bei Ebay-Kleinanzeigen zu kaufen. Und so werden auch online Räume geschaffen, die einige wenige für sich beanspruchen, während diejenigen außen vor bleiben, die offline schon nicht dazugehören.

Auch außerhalb des Internets sind die Chancen ungleich verteilt. Aber so unterschiedlich die Ausgangsbedingungen dort sind, begegnen wir uns doch im selben Raum: in der Schule, in der Universität, in der Werkstatt, im Büro. Lärmt eine Baustelle vor dem Schulgebäude während einer Klausur, werden alle Schüler:innen gestört. Selbst wenn es nur das schlechte Essen der Firmenkantine ist, unter dem wir alle leiden. Wichtig ist, dass es uns alle betrifft.

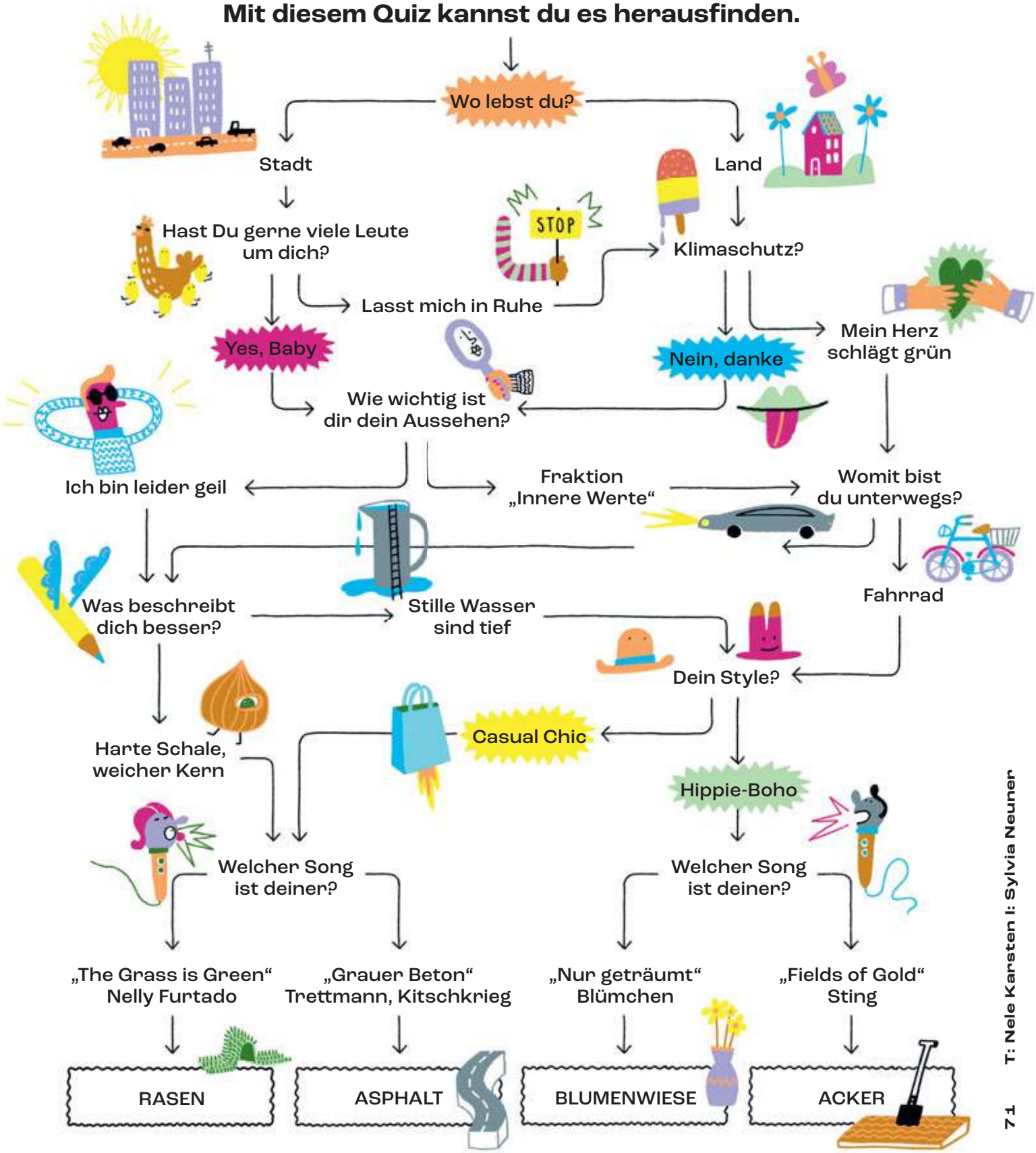
Virtuell ist das anders. Es macht einen Unterschied, ob der Computer nagelneu oder aus der vorvorletzten Generation ist. Es macht einen Unterschied, ob ich im Homeoffice ein eigenes Zimmer habe oder mir den Küchentisch beim Arbeiten mit drei Geschwistern teilen muss. Auch digitale Räume brauchen Platz im Analogen.

Und ganz ehrlich: Das virtuelle Miteinander reicht uns nicht. Ein Like ist keine Umarmung. Wir sehnen uns nach Berührung. Ein Video-Call ersetzt nicht den tiefen Blick in echte Augen. Wir brauchen körperliche Nähe. Wir wollen direkt kommunizieren, nicht über Bildschirme hinweg. Wenn wir uns unterhalten, verstehen wir unser Gegenüber über die Mikromimik. Wir deuten jede kleine Regung im Gesicht. Vor allem die Augen sind zentral. Wie sie sich bewegen, wohin sie schauen. Sie verraten eine Menge über unsere Gefühlswelt. Online geht das verloren. In-die-Augenblicken geht nicht digital.

Das Internet als Lebensraum, das klingt verlockend, doch die virtuelle Realität scheitert an der wirklichen. Zwischenmenschliche Räume für Haptik, Gerüche und körperliche Nähe gibt es nicht online. Da helfen auch all die Innovationen und Möglichkeiten nicht, sich virtuell zu treffen. Digital Natives hin oder her: Das Internet bleibt ein Ort, der die wirkliche Welt ergänzt, sie aber keinesfalls ersetzen kann. Und ist der Mensch noch so flexibel und anpassbar, ist ein Leben im Digitalen nur eine Kopie der Kopie der Kopie des Analogen. //

SHOOTINGSTAR ODER KÄMPFERIN

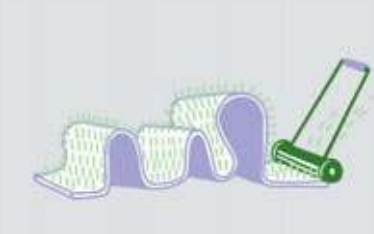
Vermutlich hast du dich nie gefragt, welcher Boden in dir steckt. Mit diesem Quiz kannst du es herausfinden.



Auflösung: nächste Seite

T: Nele Karsten I: Sylvia Neuner

Jeder Boden ist ein Typ für sich.
Die vier Persönlichkeiten im Profil:



RASEN
Alleskönner mit Star-Allüren

Der Rasen ist vielseitig und ein Alleskönner. Er ist die Nummer eins im Garten und der Boden, auf dem Sportler:innen-Träume wahr werden. Der Rasen weiß, wie beliebt er ist und entwickelt echte Star-Allüren: Sein Äußeres ist ihm sehr wichtig, mindestens einmal die Woche muss er zum Friseur. Gemeine Stimmen würden ihn einen Blender nennen, denn für nichtmenschliche Lebewesen bietet Rasen keinen großen Nutzen. Doch wirklich böse sein, kann ihm niemand, ist sein frisches Grün doch eine Erholung für müde Städter:innen-Augen. Der Rasen ist da, wenn man ihn braucht. Mit seinen weichen Halmen empfängt er uns und unsere Picknickdecken.

Diese Geschichten werden dir besonders gefallen:
Beton ist Tod (Seite 44), Humuszustand: schlecht (Seite 18)

ASPHALT
Der Draufgänger unter den Böden

Asphalt ist alles oder nichts. Er bahnt sich seinen Weg, heiß und rücksichtslos wie Lava. Asphalt ist der Draufgänger unter den Böden. Er ist unerbittlich: Wer auf ihm fällt, landet hart. Asphalt ist auch: ein Boden, der kein Trara macht. Er überzeugt durch Bescheidenheit, Und doch ist sein schlichtes Grau nicht wegzudenken. Es verbindet Orte, ebnet Städte. Asphalt ist ein Boden, der viel aushält und dessen Qualitäten nicht immer ausreichend Anerkennung finden. Asphalt ist unterschätzt. Auch er will wahrgenommen werden. Und so knallhart er sich auch gibt, ist Asphalt am Ende nur ein Boden, der geliebt werden will.

Diese Geschichten werden dir besonders gefallen:
Interview mit Chan Le (Seite 62), Beton ist Leben (Seite 45)

BLUMENWIESE
Die unterschätzte Schöne

Die Blumenwiese wird häufig als eitel abgetan, denn sie weiß nur zu gut um ihre natürliche Schönheit. Sie trägt die hübschesten Farben, ohne dafür großen Aufwand zu betreiben. Andere Böden sind neidisch und lachen über ihre vermeintliche Oberflächlichkeit. Doch die Blumenwiese kann mehr als nur gut aussehen: 2011 wurde sie zum Biotop des Jahres gekürt. Sie ist der Lebensraum vieler gefährdeter Schmetterlings- und Bienenarten. Die Blumenwiese ist eine echte Kämpferin. Durch die intensive landwirtschaftliche Bodennutzung ist auch sie vom Aussterben bedroht. Die Blumenwiese wächst dagegen an.

Diese Geschichten wird dir besonders gefallen:
Für den Regenwurm wird's eng (Seite 20)

ACKER
Der ruhige Selbstlose

Der Acker ist beständig. Ruhig liegt er da. Er wandelt sich im immer gleichen Takt der Jahreszeiten. Der Acker wirkt unscheinbar – auf den ersten Blick. Er ist ein fruchtbarer Boden, er schenkt Leben. Der Acker gibt lieber als zu nehmen. Aber wer von ihm ernten will, muss sich um ihn kümmern. Trotz aller Selbstlosigkeit verkümmert der Acker, wenn man ihn nicht pflügt und umsorgt. Er ist die Grundlage unserer Ernährung. Und ein heimlicher Shootingstar: Vincent van Gogh, Claude Monet und Caspar David Friedrich, für sie alle war er schon Modell.

Diese Geschichten werden dir besonders gefallen:
Opas Acker (Seite 32), Auf der Suche (Seite 50)

WOFÜR SCHÄMST DU DICH IN GRUND UND BODEN?

Fünf ehrliche Antworten.

1

2

3

4

5

„Es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht für meine Texte, Instagram-Stories und Gedanken schäme."
1 – Mirna Funk, Schriftstellerin und Journalistin

„Ich habe mal ein Konzert für die Bundeszentrale für politische Bildung gespielt. Leider waren höchstens 20 Leute da. Schon beim ersten Lied blickte ich in gelangweilte Teenagergesichter, die noch nie was von mir gehört hatten und das auch nicht ändern wollten. Also hampelte ich eine Stunde durch Rapsongs. Je länger ich auftrat, desto mehr versank ich im Boden."
2 – Juse Ju, Rapper

„Als Teenager bin ich Landesmeister geworden. Bei der Siegerehrung wollte ich ganz cool sein und bin aufs Podest gesprungen. Ja, Pustekuchen. Ich bin abgerutscht und auch noch hängengeblieben. Da lag ich dann auf dem Bauch, auf dem Podest, als Landesmeister."
3 – Andreas Toba, Kunstturner, Mitglied der Deutschen Nationalmannschaft

„Bei einem Schalke-Spiel fragte mich ein Stadionsprecher, ob ich denn auch Fußball spielen würde. Ich antwortete aus einer Laune heraus: Ich spiele Tennis. Von 55 000 Fußballfans ausgebuht zu werden, war kein gutes Gefühl."
4 – Louis Klamroth, Fernsehmoderator

„Scham ist doch ein wahnsinnig unproduktives Gefühl. Das nützt im Nachhinein niemandem etwas. Es sei denn, man muss sich für etwas Gravierendes entschuldigen. Leider schäme ich mich meist für Dinge, für die ich mich nicht schämen müsste und entschuldige mich dann dafür, dass ich in meiner Wahrnehmung zu laut, zu dominant oder nicht gut genug war. Dabei war ich einfach ich, in all meinen Facetten. Und das ist okay."
5 – Maximiliane Häcke, Synchronsprecherin, Co-Host des Podcasts „Feuer und Brot" //

Fotos: 1 – Shai Levy, 2 – V. Raeter, 3 – 24passion, 4 – Alexander Gelwer, 5 – Inken Rauch

Impressum
Grund und Boden

Klartext Nr. 52
Das Magazin der 59K der DJS

Herausgeberin
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8
81677 München
+49 89 2355740
www.djs-online.de
post@djs-online.de

Redaktion
Hans Christoph Böhringer, Anika Freier, Lukas Haas, Marc-Julien Heinsch, Dominik Kalus, Nele Karsten, Katharina Koerth, Serafin Reiber, Rebecca Ricker, Nelly Ritz, Fabian Thomas, Ruben Schaar, Alisa Schellenberg, Luisa Thomé, Artur Weigandt, Rebekka Wiese

Chefredaktion
Alisa Schellenberg (V.i.S.d.P.) | Luisa Thomé

Chef:innen vom Dienst
Dominik Kalus | Katharina Koerth

Textchef:innen
Marc-Julien Heinsch | Rebekka Wiese

Art- und Bild-Direktion
Lukas Haas | Ruben Schaar

Faktencheck
Hans Christoph Böhringer | Rebecca Ricker

Social Media
Anika Freier | Nele Karsten

Grafik
Florin Preußler

Beratung
Chris Bleher (Text) | Michaela Handrek-Rehle (Fotografie) | Carolin Schuhler (Konzept)

Redaktionsschluss:
24. März 2021

Anzeigen
Sven Szalewa
DJS Schulungs- und Service UG (haftungsbeschränkt)
Hultschiner Straße 8
81677 München
+49 89 23557417

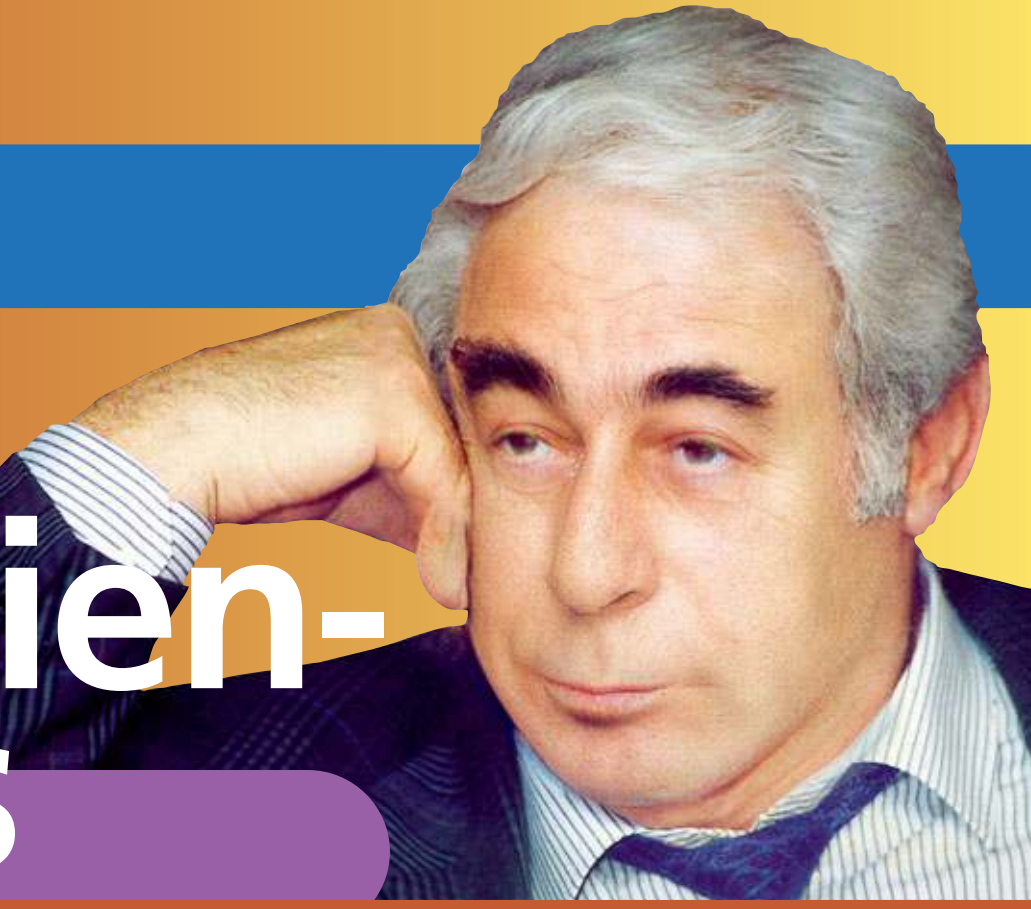
Lithografie & Druck
Lanarepro GmbH
Peter-Anich-Straße 14
I-39011 (BZ) +39 0473 498500
www.lanarepro.com

Wir danken
Rosa Viktoria Ahlers, Theresa Crysmann, Bettina Köhler, Sylvia Neuner, Joachim Rehle, Fabian Stransky, Annkathrin Weis, Berit Weide und dem Team der DJS.

Social Media
instagram.com/klartext52
twitter.com/klartext52

Foto Fabian Stransky

2021



Dr. Georg Schreiber

Medien-preis

zur Förderung des journalistischen Nachwuchses

Wettbewerb für Printmedien, Hörfunk, Fernsehen und Internet!

Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis einschließlich 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2021 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit redaktionellem Sitz bzw. einem Landesstudio in Bayern ausgestrahlt worden sind. Zugelassen sind in der Kategorie Online auch speziell für das Internet multimedial produzierte Beiträge auf allgemein zugänglichen Webadressen. Videos, die speziell für allgemein zugängliche Videoportale (wie YouTube) produziert werden, werden in der Kategorie Fernsehen berücksichtigt. Beiträge aus den elektronischen Medien außerhalb Bayerns müssen thematisch relevant für den Freistaat sein.

Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.

Der Medienpreis ist mit insgesamt 30.500 Euro dotiert.

Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de ● e-mail: medienpreis@by.aok.de ● Telefon: 089 62730-184
AOK Bayern, Zentrale ● z. Hd. Frau Andrea Winkler-Mayerhöfer ● Carl-Wery-Str. 28, 81739 München

Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. (NJB) - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule München e.V. (DJS).

njb

AOK Die Gesundheitskasse. BAYERN

DJS.

Zu kleiner Ausfahrt aufgebrochen.
Mit monumentaler Story heimgekommen.
Der neue Taycan Cross Turismo. Soul, electrified.
Stromverbrauch (in kWh/100 km) kombiniert 29,4; CO_2-Emissionen (in g/km) kombiniert 0

PORSCHE